

XIII. Ergebnisse der Sprachgeschichtsforschung zu den historischen Sprachstufen VI: Das Neuhochdeutsche in seiner Entwicklung vom 17. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts

124. Soziokulturelle Voraussetzungen des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts

1. Vorbemerkungen: Grenzen der Periode
2. Historische Bedingungen und Stimuli der Sprachentwicklung
3. Zum Begriff des funktionalen Paradigmas der Sprache
4. Literatur- bzw. Schriftsprache der neuhochdeutschen Periode und ihre Merkmale
5. Soziale und kulturhistorische Bedingungen der Entwicklung und der Funktionsweise der deutschen Sprache im 17. Jahrhundert
6. Soziale und kulturhistorische Bedingungen der Entwicklung und der Funktionsweise der deutschen Sprache im 18. Jahrhundert
7. Soziale und kulturhistorische Bedingungen der Entwicklung und der Funktionsweise der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert
8. Soziale und kulturhistorische Bedingungen der Entwicklung und der Funktionsweise der deutschen Sprache im 20. Jahrhundert (bis 1945)
9. Schlußbemerkungen
10. Literatur (in Auswahl)

1. Vorbemerkungen: Grenzen der Periode

1.1. Die historische Erforschung des Nhd. ist mit einer Reihe von Problemen verbunden. Vor allem ist es die Frage nach den Grenzen dieser Periode in der Geschichte der dt. Sprache. Das 17. und das 18. Jh. haben schon in dieser historischen Disziplin einen festen Platz eingenommen. Und die Frage danach, ob sie – in sprachlicher Hinsicht – im vollen Sinne der Vergangenheit angehören, wird nicht diskutiert. Nicht so problemlos dagegen ist es, wenn das 19. Jh. und auch die erste Hälfte des 20. Jhs. ebenfalls als „Geschichte“ angesehen wird. Längere Zeit bestand die Tendenz, das 19. und das 20. Jh. unter dem Begriff „das heutige Deutsch“ zusammenzu-

fassen. Das äußerte sich darin, daß die Sprache und die Texte beider Jahrhunderte in den grundlegenden Untersuchungen zur Geschichte der dt. Sprache als zu einer Periode gehörend betrachtet wurden (Moser 1969; von Polenz 1978), wofür es gute Gründe gibt (genauer gesagt – gegeben hat).

Ganz am Ende des 20. Jhs. dürfte schon die Sprache der vergangenen oder vergehenden Jahrhunderte bereits als eine bestimmte historische Etappe angesprochen werden. Es ist aber wohl zweckmäßig, nur die erste Hälfte des 20. Jhs. (bis 1945) in den gesamten historischen Prozeß einzubeziehen. „Kann überhaupt innerhalb des 20. Jhs. eine Grenze gezogen werden [...], so muß sie am Ende des Zweiten Weltkrieges gesucht werden“ (Eggers 1980, 603).

Wesentlich ist noch ein weiterer Umstand. Es ist zu berücksichtigen, auf welche Art und Weise auch die Frage nach der „oberen“ Grenze der dt. Sprachgeschichte beantwortet wird. Die für das 19. Jh. spezifischen Aspekte der Sprachbetrachtung haben sich allmählich herauskristallisiert. Für die Sprache des 20. Jhs. aber hat sich die „historische“ Problematik noch recht wenig abgezeichnet außer den offensichtlichen Veränderungen in der sprachexternen und sprachinternen Situation, die sich aus den wichtigen, oft tragischen historischen Ereignissen ergeben haben. Das die gesamte historische Etappe des Nhd. (17.–20. Jh.) Prägende ist die Herausbildung der ausgeformten Sprache, d. h. eines relativ einheitlichen, normalisierten und kodifizierten Sprachtyps, der im System der Existenzformen der dt. Sprache allmählich führend wird und den man in der letzten Zeit als „Standardsprache“ zu bezeichnen pflegt.

Dieser Vorgang wird – wie in den meisten europ. Ländern – durch die Entwicklung der bürgerlichen Verhältnisse und durch die fortschreitende nationale Konsolidierung beeinflusst. Er erfolgt aber in Deutschland unter andersgearteten historischen Bedingungen und in einem anderen Tempo.

Die oben vorgenommene Absteckung der historischen Periode des Nhd. sichert aber keine weitgehende Einheitlichkeit der sprachhistorischen Problematik, was es notwendig macht, innerhalb dieser Periode noch einzelne Etappen auszusondern, von denen wenigstens die ersten drei im großen und ganzen jede mit einem Jahrhundert zusammenfallen.

1.2. In der historischen Erforschung des Nhd. läßt sich ein gewisses Zurückbleiben feststellen, auf welches K. Burdach (1926, 38) und später auch andere Germanisten aufmerksam gemacht haben (Nerius 1967, 7; Henne 1968, 111; Besch 1979, 323; 329; Langner 1983, 3). Früher wurde das Hauptaugenmerk auf die Darstellung der vorangegangenen Perioden in der dt. Sprachgeschichte gerichtet. Jetzt aber wird immer ausdrücklicher gefordert, den Rahmen der historischen Erforschung des Dt. zu erweitern und die Periode seit dem 17. Jh. eingehender zu studieren (Henne 1968; R. Große 1981). Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Beantwortung vieler diskutabler und unklarer Fragen der Herausbildung und Weiterentwicklung des gegenwärtigen Dt. gerade in dieser Periode zu finden ist. Ihrer Behandlung sind einige Bemerkungen allgemeinen Charakters voranzuschicken.

2. Historische Bedingungen und Stimuli der Sprachentwicklung

2.1. Die Gesamtheit der die Sprachentwicklung beeinflussenden Stimuli ist noch nicht zum Gegenstand einer systematischen Erforschung geworden. Im Prinzip sind solche Stimuli und Bedingungen bekannt. Das Hauptziel besteht deshalb darin, aufzudecken, wie und in welchem Grade jeder von diesen zusammenwirkenden Faktoren die Sprachentwicklung beeinflusst. Vorschläge für die Reihenfolge, in welcher diese Faktoren betrachtet werden dürften, wurden ansatzweise von Guchmann/Semenjuk gemacht (Guchmann/Semenjuk 1982, 19). Die Ablösung einer sozial-ökonomischen Gesellschaftsordnung durch eine andere (für die zu betrachtende Periode ist es der Übergang von der feudalen

zur kapitalistischen Gesellschaft) bestimmt nur ganz allgemein den Rahmen der historischen Sprachentwicklung, und zwar die übliche Aufteilung der Geschichte der meisten europ. Sprachen in die vornationale und in die nationale Periode. In der Geschichte des Dt. läßt sich als entsprechende Grenze die Jahrhundertwende zwischen dem 16. und dem 17. Jh. ansehen. Der Übergang einer Gesellschaft von einer historischen Etappe zu einer anderen ruft aber eine Reihe von sekundären sozio- und kulturhistorischen Prozessen und Erscheinungen hervor. Deshalb liegt zwischen der ökonomischen, politischen und kulturellen Entwicklung einer Gesellschaft einerseits und der Entwicklung der in dieser Gesellschaft fungierenden Sprache andererseits eine mächtige Schicht von Faktoren, Prozessen und Erscheinungen, die die Sprachsituation und das Funktionieren der Sprache beeinflussen.

Als führende außersprachliche Stimuli lassen sich also ansehen:

- 1) historische Etappe in der Entwicklung der Gesellschaft (allgemeine Prozesse und wichtigste historische Tatsachen);
- 2) soziale Struktur der Gesellschaft und kommunikative Beziehungen ihrer einzelnen Schichten und Gruppen;
- 3) kulturhistorische Situation und hauptsächlich kulturelle Stimuli der Sprachentwicklung (einschließlich solcher kulturellen Ereignisse, wie z. B. die Erfindung des Buchdruckes oder das Aufkommen der periodischen Literatur);
- 4) Zusammensetzung und Verhältnis von einzelnen funktionalen Bereichen, in denen die Sprache verwendet wird.

Auch die sprachlichen Veränderungen selbst bestehen aus einer Reihe zwar zusammenhängender, aber ihrem Wesen nach verschiedener Prozesse; zu ihnen gehören: Ablösung (oder Änderung) der Sprachsituation, unter anderem Änderung im Verhältnis zwischen der Muttersprache und der Fremdsprache(n); Änderungen im funktionalen Paradigma der Sprache, in der sich das gegenseitige Verhältnis der hauptsächlichsten Existenzformen der Sprache widerspiegelt, die der gegebenen Sprachgemeinschaft angehören, sowie Verschiebungen in funktionaler und kommunikativer Belastung ihrer einzelnen Schichten; Änderungen im Charakter und in den führenden Merkmalen der „geformten“ Literatursprache, im Grade ihrer territorialen und funktional-stilistischen Variabilität; Änderungen im Charakter und in der Intensität der Normierungsprozesse und in ihrem Verhältnis zur Kodifizierung der Sprachnormen.

2.2. Historische Ereignisse, auch sehr wichtige, lassen sich bei weitem nicht immer unmittelbar in Zusammenhang bringen mit kulturhistorischen und noch weniger mit sprachlichen Erscheinungen und Prozessen. Die Folgen dieser Ereignisse können sich erstens nicht sofort, sondern nur mit einem zeitlichen Abstand in der kulturellen und in der sprachlichen Entwicklung bemerkbar machen. Zweitens können soziale, kulturelle und sprachliche Prozesse teilweise unterschiedlich gerichtet sein. Die zu geradlinige Kennzeichnung des 17. Jhs. als Periode kulturellen Verfalls ist z. B. nichts anderes als eine gewisse Vereinfachung der wirklichen kulturhistorischen Situation und ihrer Reflexe in der Sprachentwicklung (s. w. u.).

Aber auch in den Fällen, wo verschiedene Prozesse in etwa derselben Richtung verlaufen, bereitet häufig die Rekonstruktion ihres gegenseitigen Verhältnisses wesentliche Schwierigkeiten.

2.3. Eine der Aufgaben, die in vollem Umfange kaum zu lösen sind, ist die Rekonstruktion der kommunikativen Beziehungen, d. h. die für verschiedene Epochen vorzunehmende Ermittlung des Verhältnisses zwischen den Existenzformen der Sprache und den verschiedenen Schichten der Sprachträger. Vgl. in diesem Zusammenhang die Aufgaben der „kommunikativ orientierten“ (R. Große 1981) oder der „pragmatischen“ Sprachgeschichte (Ansätze [...] 1980). Die kommunikativen Beziehungen dürfen aber keinesfalls auf die spontanen (oder nicht-spontanen) mündlichen Kommunikationsformen beschränkt werden. Sie erfassen zweifellos auch „indirekte“ Formen der Kommunikation einzelner Schichten und Gruppen, was in der Struktur des Schrifttums seinen Niederschlag findet, das für den Forscher zugänglicher ist als die mündlichen Formen, deren Rekonstruktion unvermeidlich hypothetischen Charakter haben muß.

Für die Sprachgeschichte wichtig ist aber nicht nur die Frage nach den – auch sehr weit verstandenen – Kommunikationsbeziehungen, sondern auch die Untersuchung der Rückwirkung der Sprache der einzelnen funktionalen und kommunikativen Bereiche sowie der Arten und Genres des Schrifttums auf die Sprachverwendung seitens verschiedener Schichten der Gesellschaft. Die Darstellungen der „Wirkungsgeschichte“ sind noch vereinzelt. Auch die soziale Zugehörigkeit der Verfasser und der Leser zu verschiedenen hi-

storischen Perioden wurde noch nicht systematisch erforscht (Kaiser 1979).

Es bestehen gewisse Abhängigkeiten zwischen der Entwicklung von einzelnen funktionalen Bereichen und jenen gesellschaftlichen Gruppen, die als aktive Träger oder Rezipienten der Literaturform der Sprache auftreten. Mit dem Eindringen der dt. Sprache in neue Gattungen des Schrifttums, in welchen das Lat. früher benutzt wurde, ist das Anwachsen der Anzahl der „Verfasser“ und der „Leser“ verbunden, d. h. der Personen, die an der Schaffung und Benutzung von bestimmten Arten der Texte mit pragmatischen und ästhetischen Zielen beteiligt sind. Es ist bemerkenswert, daß das Aufkommen von neuen Gattungen oder neuen Genres des Schrifttums die häufig harte Diskussionen auslösende Frage danach aufkommen läßt, für welche Leserkreise sie bestimmt sind. Im 17. Jh. wird eine solche Diskussion anlässlich der Zeitungen geführt. Im nächsten Jh. entflammt sie bezüglich des Romans.

Zu beachten ist auch, daß die Rolle der einzelnen funktionalen Bereiche sowie der dieser Bereiche vertretenden Gattungen (oder Textsorten) in der Geschichte keinesfalls stabil ist. Ganz unterschiedlich ist z. B. die soziale und kulturelle Bedeutung der religiösen, geschäftlichen, wissenschaftlichen und schönen Literatur in den verschiedenen Perioden der Entwicklung der Sprache. Diese Fragen werden in gewissem Maße geklärt bei der Betrachtung der sozialen und kulturellen Situation. Aber sichere Erkenntnisse können nur durch eingehende Erforschung und den Vergleich der Sprache einzelner Textsorten gewonnen werden.

3. Zum Begriff des funktionalen Paradigmas der Sprache

3.1. Wichtige Voraussetzung für die funktionale Sprachbetrachtung ist die Auffassung der Sprache nicht nur als eines hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Funktionen neutralen Systems, sondern auch als eines funktional bedingten Typs oder einer Existenzform der Sprache. Einen von solchen funktionalen Typen stellt die Literatur- bzw. Schriftsprache dar, die in der nhd. Periode als in funktionaler Hinsicht universellste und nach ihrer sozialen und kulturellen Bedeutung wichtigste Existenzform auftritt (vgl. Reichmann 1978, 405; 1980, 517; Lerchner 1983, 31 u. a.). Der Literatursprache stehen die Ge-

samtheit der Territorialdialekte und verschiedene umgangssprachliche Idiome gegenüber.

Für die funktionale Sprachbetrachtung wesentlich ist der Begriff der 'Sprachsituation' sowie der in der letzten Zeit eingeführte Begriff des „funktionalen Paradigmas“ (Guchmann 1984, Art. 3, Abschn. 5.2).

Unter der 'Sprachsituation' ist die Gesamtheit von Kommunikationsmitteln zu verstehen, die von einer bestimmten Sprachgemeinschaft in dieser oder jener Periode ihrer Existenz und Entwicklung benutzt wird. Hierher gehören alle hauptsächlichen Existenzformen der konkreten Sprache in ihrer unterschiedlichen sozialen Bezogenheit sowie alle anderen von dieser Gemeinschaft benutzten Kommunikationsmittel, zu denen auch „fremde“ Sprachen gehören. Unter dem 'funktionalen Paradigma' ist in Anlehnung an M. Guchmann ein Modell zu verstehen, das das gegenseitige Verhältnis der hauptsächlichen Existenzformen der gegebenen Sprache und die Verteilung von hauptsächlichen kommunikativen Funktionen an diese Existenzformen widerspiegelt.

Das funktionale Paradigma der dt. Gegenwartssprache ist in seiner Grundvariante dreigliedrig und erfaßt die Literatursprache (vgl. seine andersgeartete Struktur in der Schweiz: Rupp 1983). In dieser Gestalt bildet es sich erst in der nhd. Periode heraus.

3.2. Die Aufgabe, die Sprache in der Gesamtheit aller ihrer Existenzformen zu einer bestimmten Periode zu erforschen, wird zur Zeit in der Germanistik immer deutlicher erkannt (z. B. Besch 1983, 966; Lerchner 1983, 31 ff.). Diese Aufgabe ist aber nicht so einfach zu lösen. Die sprachhistorische Forschung braucht entsprechende Quellen (die nicht für alle Perioden vorhanden sind), Erarbeitung von speziellen Untersuchungsmethoden und nicht zuletzt rationale Einschränkung der Aufgaben. Es gibt jedenfalls bisher keine umfassende Untersuchung der Geschichte aller Existenzformen der dt. Sprache. Dasselbe gilt übrigens auch für andere europ. Sprachen. Eine solche komplexe Untersuchung der Sprache kann kaum in einer absehbaren Zeit zustande gebracht werden.

4. Literatur- bzw. Schriftsprache der neuhochdeutschen Periode und ihre Merkmale

4.1. Wie schon oben gesagt ist, nimmt gewöhnlich die Literatursprache im funktionalen Paradigma einer konkreten Sprache die

führende Stellung ein, während der Charakter und die Stellung der anderen Existenzformen in verschiedenen Situationen ziemlich stark variieren können.

In der nhd. Periode erlangt die dt. Literatursprache endgültig den Status eines überregionalen, polyfunktionalen und normierten Systems. Die Tendenz zur Stabilität vereinigt sich in diesem System mit der Tendenz zur funktional-stilistischen Variierung entsprechend seinen vielfältigen funktionalen und kommunikativen Aufgaben.

Die Literatursprache kann unter zwei Blickwinkeln betrachtet werden, da sie zum einen nicht nur im Paradigma, sondern auch im Funktionieren dem Dialekt und der Umgangssprache gegenübersteht, und zum anderen selbst in diesem oder jenem Grade inhomogen und variabel ist. Funktionalstilistische Varianten sind bestimmte gesellschaftlich anerkannte und historisch bedingte Typen des Sprachgebrauchs in verschiedenen funktionalen und kommunikativen Bereichen (oder Textsorten).

Es ist anscheinend zweckmäßig, die primäre Differenzierung des nationalen sprachlichen Kontinuums in Existenzformen und die sekundäre Gliederung der Literatursprache in funktional-stilistische Varianten auch terminologisch auseinanderzuhalten und den ersten Terminus (*Existenzform*) nur für die primäre Gliederung zu verwenden.

4.2. Für die dt. linguistische Tradition ist eine Vielfalt von die Literaturform der Sprache bezeichnenden Termini charakteristisch: *Schriftsprache*, *Hochsprache*, *Literatursprache*, *Standardsprache*. Jede Vielfalt an Termini hat aber eine beträchtliche Inkommodität zur Folge; man muß immer wieder terminologische Fragen behandeln. Einen Versuch, die terminologische Vielfalt nutzbar zu machen, findet sich bei W. Besch, der es vorschlägt, parallel synonyme Termini zur Bezeichnung von verschiedenen Typen der Literatursprache in den einzelnen historischen Perioden zu verwenden: *Schriftsprache* für die Zeitspanne vom 16.–18. Jh. und *Standardsprache* für die Zeit vom 19.–20. Jh. (Besch 1983, 964). Dieser Vorschlag von W. Besch ist eine der möglichen Varianten des Modellierens der Sprachsituation.

Weiter unten wird aber zur Bezeichnung der geformten Sprache auch der Terminus *Literatursprache* benutzt, der von den Linguisten verschiedener Länder gebraucht wird.

4.3. Die Literatursprache weist einige spezifische Merkmale auf, durch die sie sich von den übrigen Existenzformen der Sprache absondert. Hierher gehören Geformtheit, Übermundartlichkeit, Polyfunktionalität. Diese Merkmale charakterisieren im unterschiedlichen Grade die Literatursprache der verschiedenen historischen Perioden. Am deutlichsten ausgeprägt sind sie in der entwickelten (nationalen) Literatursprache. Ihre Universalität und ein weiter Bereich ihrer territorialen und funktionalen Verwendung sind in bedeutendem Maße durch das Vorhandensein von unifizierten, stabilen und kodifizierten Sprachnormen bedingt.

4.4. Die Norm ist gleichzeitig eine linguistische und eine sozio-historische Kategorie, d. h. eine Gesamtheit sowohl von sprachlichen Mitteln wie von Regeln ihrer Verwendung, die von der Gesellschaft fixiert und kultiviert werden. Der soziale Aspekt der Norm äußert sich nicht nur in der Auswahl und Festlegung, sondern auch in einem bestimmten System von Wertungen der sprachlichen Erscheinungen durch die Sprachträger (richtig – falsch, angebracht – unangebracht) einschließlich der ästhetischen Komponente (schön – unschön).

Besonders tieferschürfend wurde die Theorie der Norm in der tschechischen (B. Havranek, V. Mathesius, A. Jedlička u. a.) und in der russischen (L. W. Ščerba, G. O. Winokur, V. W. Winogradov u. a.) linguistischen Tradition ausgearbeitet und – unter verschiedenen Blickwinkeln – auch von deutschen Linguisten (D. Nerijs, G. Lerchner, R. Große, P. v. Polenz, S. Jäger, H. Steger, K. Gloy u. a.). Eine allgemeine theoretische Auffassung der Norm ist in den Arbeiten von E. Coseriu (Coseriu 1970) zu finden, anders bei W. Hartung (Hartung 1977; vgl. aber „Allgemeine Sprachwissenschaft“ 1973; R. Große 1978; Lerchner 1973).

Unter Stabilität der Norm werden verstanden: historische Beständigkeit, Tradiertheit; gewisse Einschränkung und Reglementierung von zulässigen Schwankungen und Varianten (in verschiedenen Aspekten der Sprache äußert sich das in unterschiedlichem Grade); eine gewisse territoriale Gleichartigkeit (häufig in Verbindung mit territorialer Variabilität) usw. Die genannten Merkmale äußern sich in den Literatursprachen als Tendenzen. Der Grad der Stabilität einer Literatursprache ist an sich recht unbestimmt. Er ergibt sich aus dem Einfluß der gesamten kulturhi-

storischen Situation sowie aus der Struktur der konkreten Sprache.

Die Literaturnormen sind ein nicht nur relativ stabiler, sondern auch beträchtlich differenzierter Komplex von sprachlichen Mitteln, der das Aufkommen von Varianten bei weitem nicht ausschließt, sondern eher voraussetzt, was als Basis für funktional-stilistische Differenzierung der Literatursprachen dient. Die hauptsächlichsten Differenzierungstypen sind: die Differenzierung der schriftlichen und der mündlichen Sprache, Normen der verschiedenen funktional-stilistischen Bereiche und territorial bedingte „normative“ Differenzierung, wenn territoriale Varianten der Literatursprache vorhanden sind.

Die Herausbildung und Evolution der Norm im Werdegang der Literatursprachen sind durch die Wechselwirkung von spontanen und bewußt gelenkten Prozessen der Stabilisierung des Sprachsystems und seines Funktionierens in verschiedenen Bereichen bedingt. In der Kodifizierung der Norm äußert sich die unmittelbare Einwirkung der Gesellschaft auf die Sprache und auf ihren Gebrauch. Diese Einwirkung wird aber eingeschränkt durch die historische Tradition sowie durch die Selektivität der Kodifizierung in bezug auf die Gesamtheit der sprachlichen Erscheinungen.

In der Regel tut sich bei der Herausbildung der Norm eine bestimmte Landschaft oder Stadt hervor, deren Sprache die Basis für die Literaturnorm abgibt. Möglich ist auch ein anderer Weg, wenn beim Fehlen eines einheitlichen Zentrums Integrationsprozesse überwiegen, vgl. die Unterscheidung des pluri- und monozentrischen Typs der Herausbildung der Norm (Besch 1983, 986). Nicht selten läßt sich aber eine Wechselwirkung von beiden Typen beobachten.

Die Breite der sozialen Grundlage der Norm hängt davon ab, welche sozialen Schichten zur Zeit aktiv verlaufender Herausbildung der Literaturnormen als Träger der Literatursprache wirksam sind. Wesentlich ist auch, inwieweit bei der Kodifizierung der Norm die historische Tradition berücksichtigt wird und wie sich die Gesellschaft und ihre Sprache weiter entwickeln. Eine zu geradlinige Interpretation des Verhältnisses zwischen den sprachlichen und sozialen Prozessen kann eine vereinfachte Bewertung der Literaturnormen zur Folge haben.

In der Normierung von Erscheinungen, die den verschiedenen Ebenen der Sprache angehören, lassen sich bestimmte zeitliche und an-

dere Unterschiede beobachten. Die Normierung des Wortschatzes erfolgt anscheinend auf einer breiteren territorialen und sozialen Basis als die der Aussprache. Bei der Normierung der Erscheinungen von verschiedenen Sprachebenen gestaltet sich unterschiedlich auch das Verhältnis von spontanen und bewußt gelenkten Prozessen, sowie dasjenige von präskriptiven und deskriptiven Tendenzen. Die bewußte Kodifikation ist für die Normierung der Orthographie wesentlich wichtiger als für die des Wortschatzes oder der Syntax, obwohl auch in diesen Fällen die Tradition einschränkend wirken kann.

Formen und Methoden der Kodifizierung sind auf den einzelnen Etappen der Herausbildung der nationalen Literatursprache verschieden. Die Reihenfolge in der Normierung von orthographischen, morphologischen, syntaktischen, lexikalischen und orthoepischen Erscheinungen weist sowohl Momente auf, die universell, d. h. für alle Sprachen gültig sind, als auch Momente, die nur für die Geschichte einer konkreten Sprache charakteristisch sind (vgl. die relativ späte Normierung der dt. Aussprache).

Stets lassen sich natürlich Differenzen verschiedenen Grades feststellen zwischen der Kodifizierung und dem Usus. Ihr Grad ist ebenfalls historisch bedingt und für die sprachliche Situation kennzeichnend, die zu verschiedenen historischen Perioden in den einzelnen Ländern vorliegt.

5. Soziale und kulturhistorische Bedingungen der Entwicklung und der Funktionsweise der deutschen Sprache im 17. Jahrhundert

5.1. In der letzten Zeit wird das 17. Jh. in der Geschichte aller europ. Länder als eine Übergangsperiode angesehen. Das war die Periode des Kampfes zwischen den feudalen und den bürgerlichen Produktionsbeziehungen. Dieser Kampf nahm auch religiöse Form an und ging in den Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) über, der für Deutschland tragische Folgen gehabt hat. Das Land war ruiniert, der Westfälische Frieden hat die ökonomische und politische Zersplitterung des Landes verankert. Das Bauerntum und das Bürgertum waren wirtschaftlich geschwächt, das städtische Gewerbe geriet in Verfall, der Entwicklung des Innenhandels standen das Zollsystem und das Währungschaos im Wege.

Nach der Beendigung des Krieges jedoch erfolgte ziemlich schnell ein wirtschaftlicher Umschwung: Städte und Gewerbe entwickelten sich, die Landwirtschaft wurde allmählich wieder auf ihren alten Stand gebracht.

Die in sozialer und kultureller Hinsicht führende Rolle spielten verschiedene Schichten des Adels, das gebildete städtische Patriziat und das sich entwickelnde Beamten-tum der absolutistischen Fürstentümer. Erst gegen Ende des Jahrhunderts verbesserte sich die ökonomische Lage des Bürgertums. Ein wichtiges Element der sozialen Struktur der damaligen dt. Gesellschaft bildeten die Intellektuellen, die sich aus den adeligen und bürgerlichen Schichten rekrutierten. Die Vertreter des Bürgertums waren intellektuell recht aktiv, aber nur die Zugehörigkeit zum Adel eröffnete meist den Weg zur staatlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit.

5.2. In kultureller Hinsicht ist das 17. Jh. in Deutschland als eine Epoche der Kontraste und Widersprüche zu charakterisieren.

Krieg, Hunger, Epidemien haben etwa ein Drittel der Bevölkerung gefordert. Deshalb muß man bei der Beurteilung dieser Periode nicht nur ökonomische und politische Folgen des Dreißigjährigen Krieges berücksichtigen, sondern auch seinen starken – sowohl negativen, als auch positiven – Einfluß auf das geistige Leben und die Kultur. Ein wichtiges Element des geistigen Lebens in Deutschland des 17. Jhs. war die Mystik. In der zweiten Hälfte des Jhs. kommt der Pietismus auf, der teilweise auch in mystischen Tendenzen (besonders denen von J. Arndt) wurzelte. Ende des Jahrhunderts beginnt sich in der ideologischen Sphäre ein Übergang von der religiösen Weltauffassung zur philosophischen, wissenschaftlichen Weltanschauung der Vertreter der frühen dt. Aufklärung. Für diese Epoche kennzeichnend ist, daß in Europa Klassizismus und Barock zu führenden ästhetischen Strömungen geworden sind. Wenn sich die frz. Literatur im 17. Jh. vornehmlich auf den Klassizismus stützte, entwickelte sich dagegen auch das Barock in Deutschland recht intensiv, wobei hier die Beziehungen zu den traditionellen mittelalterlichen Formen schon recht schwach geworden sind (Newald 1960, 10; 47). Daraus erklärt sich auch der gewissermaßen elitäre Charakter der offiziell anerkannten dt. Kultur des 17. Jhs., die man als vor allem höfische humanistische Kultur bezeichnete (Sperber 1929). In Wirklichkeit aber war die soziale Basis dieser Kultur alles

andere als homogen. Deshalb muß man bei ihrer Einschätzung auch der Rolle, die die bürgerlichen Kreise damals schon gespielt haben, Rechnung tragen. Erika Vogt hat schon gezeigt, daß bei weitem nicht alles im Literaturgeschehen des 17. Jhs. zur höfischen Kultur gerechnet werden kann. In diesen Rahmen passen kaum die Werke von J. M. Moscherosch, J. Rist, Fr. Logau, Chr. Weise. Vor allem waren es Vertreter der gebildeten protestantischen bürgerlichen Kreise. Als genialen Vertreter der niedrigeren Schicht der Gesellschaft bezeichnete E. Vogt Grimmelshausen (Vogt 1931, 49).

Die einstige, durchaus unvollständige und vereinfachte Auffassung von der Literatur des 17. Jhs. als vor allem höfisch-galant wurde durch eine komplexere abgelöst, da man verschiedene Gattungen des Schrifttums jener Periode gründlicher erforscht hat (Newald 1960; Henne 1966). Davon zeugt auch die Auswahl der Texte des 17. Jhs., die von A. Schöne herausgegeben worden ist (Schöne 1963). Im Vorwort weist er auch auf die Verquickung der höfisch-absolutistischen und der antihöfischen, bürgerlichen Linie in der Kultur dieses Jahrhunderts hin und auf die Vielfalt der in der Literatur kultivierten Motive und Formen. Das Bürgertum bildete auch eine wichtige Komponente der Leserkreise (Schöne 1963, VIII–IX). Die Kultur des 17. Jhs. war auch in ideologischer und ästhetischer Hinsicht inhomogen, weil sie von stark ausgeprägten religiösen Motiven und zugleich von Motiven der Renaissance durchdrungen war. Ein kennzeichnender Zug des späten dt. Humanismus war der Gebrauch der lat. Sprache.

Der im vorangegangenen Jh. vorgenommene Versuch, den Unterricht in dt. Sprache in den Schulen einzuführen, ist mißlungen (Weithase 1, 1961, 63). Es siegte wieder die lat. Schule, obwohl im Laufe des 17. Jhs. immer wieder versucht wurde, sie zu reformieren. Für die Einführung der dt. Sprache in den Schulunterricht setzten sich W. Ratichius, B. Schupp, Chr. Weise ein. A. H. Franke, ein angesehener Pietist, gründete in Halle ein Schule, wo der Unterricht in dt. Sprache erteilt wurde. Während des Dreißigjährigen Krieges verringerte sich katastrophal die Anzahl von Schulen, viele Universitäten wurden geschlossen. Die Situation begann sich erst nach 1665 langsam zu ändern.

Zwischen 1611 und 1620 war die Anzahl der lat. verfaßten Bücher fast doppelt so hoch wie die der dt. geschriebenen. Ein Jahr-

zehnt später, zwischen 1631 und 1640, änderte sich aber das Verhältnis – obwohl nur gering – zugunsten der deutschsprachigen Bücher. Erst im letzten Jahrzehnt des 17. Jhs. überwogen sie schon eindeutig (Langen 1952, 1162). Bei der Einschätzung der Situation ist auch zu berücksichtigen, daß das dt. Buch immer größere Beliebtheit genoß und sich immer besser verkaufte (vgl. Piirainen 1980, 598).

Die wichtigsten Zentren des Buchdrucks lagen im 17. Jh. in Ostmitteleuropa, daneben waren auch einige andere Gebiete und Städte recht aktiv, vor allem Köln und Frankfurt am Main. Nach den Angaben von H. Stopp nahm in der 2. Hälfte des Jhs. die Anzahl der Herausgeber in Leipzig und Frankfurt am Main merklich zu, in Köln nur unwesentlich, in Wittenberg und Nürnberg war dagegen eine geringe Abnahme zu verzeichnen (Stopp 1978, 251; 257ff.).

Zu den großen Kulturzentren Deutschlands im 17. Jh. sind Nürnberg, Leipzig, Heidelberg, Hamburg zu rechnen. Eine wesentliche Rolle hat auch Schlesien gespielt. Auf die kulturelle Entwicklung dieses Gebietes hat sich wahrscheinlich das Fehlen von hemmenden Traditionen und eine enge kulturelle Beziehung zu den anderen europäischen Ländern positiv ausgewirkt. Da es hier keine protestantische Universität gegeben hat, studierten viele Intellektuelle in Leiden. Demgegenüber stand hier die Schule in hohem Ansehen. Vielleicht deshalb stammt eine ganze Reihe von Schriftstellern, Theologen, Wissenschaftlern gerade aus Schlesien, darunter M. Opitz, A. Gryphius, D. C. Lohenstein, Chr. H. Hofmannswaldau, J. Böhme, Q. Kuhlmann, später auch Chr. Wolff.

5.3. Das Interesse für die Kultur und Literatur des 17. Jhs. befruchtete noch wenig das Studium der Sprache dieser Epoche (Henne 1966). Seit Hennes Übersicht hat die Anzahl der grundlegenden Veröffentlichungen nur wenig zugenommen. Es mangelt besonders an verallgemeinernden Arbeiten. Ihre Bedeutung bewahren aber weiterhin die Arbeiten von A. Langen (Langen 1952; 1974) und literaturwissenschaftliche Werke von R. Newald (Newald 1960), die wertvolle Beobachtungen auch zur Sprache jener Periode enthalten, sowie die entsprechenden Abschnitte in der „Deutschen Sprachgeschichte“ von H. Eggers (Eggers 1986). Die meisten Bücher zur Geschichte der dt. Sprache liefern aber nur kurze Darstellungen der Sprache des 17. Jhs.,

in denen nur eine beschränkte Anzahl von Fragen (Einfluß der lat. und der frz. Sprache, Tätigkeit der Sprachgesellschaften, Purismus) angeschnitten wird. Viele Erscheinungen der Kultur und der Sprache jenes Jahrhunderts, wenn sie auch bekannt erscheinen, bedürfen einer vertieften Untersuchung. Das fremdsprachige und das lokale Wortgut hat anscheinend in verschiedenen Gattungen des Schrifttums nicht ein und dieselbe Rolle gespielt, vgl. die Meinung von H. Henne bezüglich des von M. Opitz verwendeten fremdsprachigen Wortgutes (Henne 1966) und die Feststellungen von W. Simonow (Simonow 1979), der die traditionelle Vorstellung von einer „Verunreinigung“ der dt. Sprache präzisiert, indem er auch auf positive Momente in diesem Prozeß hinweist.

5.4. Die wichtigsten Änderungen in der sprachlichen Situation im Laufe des 17. Jhs. sind:

a) Allmähliche Zunahme der kommunikativen Bedeutung und der sozialen Geltung der dt. Sprache als Ergebnis ihres Gebrauchs in der schönen Literatur, in der didaktischen und theologisch-philosophischen Prosa, in philologischen Werken, in Informationsblättern und Zeitschriften (Zeitungen seit 1609, Zeitschriften seit 1688), im Briefwechsel. In der Sprache der Wissenschaft jedoch bewahrte das Lat. seine Positionen bis Ende des Jahrhunderts.

b) Herausbildung der dritten Komponente des funktionalen Paradigmas, d. h. der Umgangssprache, die auch früher in Form von städtischer Koine sicher existiert hat, aber sich zu jener Zeit wohl über größere Räume ausdehnte (Moser 1960). Die Inhomogenität des gesamten mündlichen Verkehrs nahm auch wegen intensiver Verwendung der frz. Sprache zu.

c) Regelung der Sprachverwendung durch patriotische Sprachgesellschaften und durch Herausgabe von vielzähligen Rhetoriken, „Schatzkammern“, Briefstellern, Leitfäden der Orthographie, Grammatiken und Wörterbüchern. Sie trugen zur Kodifizierung der Literaturnormen bei, die vornehmlich aus der Retrospektive vorgenommen wurde (Anlehnung an Luthers Sprache und an Sprachausübung der Kanzleien), zugleich aber z. T. rein spekulativ und abstrakt war (Schottel). Bei Bödiker verringert sich die Differenz zwischen Kodifizierung und dem wirklichen Sprachgebrauch.

5.5. Zunehmende Komplexität der sozialen Struktur der Gesellschaft, unterschiedlich gerichtete Tendenzen in der Entwicklung der dt. Kultur des 17. Jhs., Aufkommen von neuen Bereichen der Verwendung der dt. Sprache, Umstrukturierung im System der

Gattungen des Schrifttums – all das verursachte funktionale und genremäßige Differenzierung der sprachlichen Prozesse. Die Literatursprache war damals noch recht diffus von den übrigen Existenzformen abgegrenzt. Die soziale und funktionalstilistische Inhomogenität der Literatursprache hat H. Henne am Beispiel der Werke von Schlesiern wie M. Opitz, Fr. Logau, W. Scherffer, die auf verschiedene Art und Weise mundartliches und fremdsprachiges Wortgut benutzt haben, vorgeführt (Henne 1966, 128ff.). Die Differenz zwischen der Schriftsprache und der mündlichen Gebrauchssprache war noch ziemlich beträchtlich, besonders in der Syntax, die in den meisten Denkmälern jener Periode einen ausgesprochen buchsprachlichen Charakter hatte (Guchmann/Semenjuk/Babenko 1984, Kap. IV). In der Sprache der schönen Literatur zeichneten sich zwar zwei Entwicklungslinien ab: die der Sprache der hohen Genres der Literatur des Barock und diejenige der dem mündlichen Verkehr relativ näherstehenden Sprache der „niedrigen“ und demokratischen Literatur (Schelmen- und Abenteuerroman, Epigramm, didaktische Literatur, Lieder usw.).

Gegen Ende des Jahrhunderts wurde in der schöngeistigen Literatur – vor allem gilt das für ihre prosaischen Genres – die dt.-lat. Zweisprachigkeit und z. T. der Einfluß der lat. rhetorischen Tradition überwunden (Chr. Weise, J. Beer, Chr. Reuter). In erster Linie war es der Roman, wo die entscheidende Hinwendung zur dt. Muttersprache erfolgte. Ästhetische Aufgaben der schöngeistigen Literatur erforderten Bearbeitung der Sprache. Unter diesem Blickwinkel war die Entwicklung der schönen Literatur für die sprachlichen Prozesse von besonderer Bedeutung (Semenjuk 1980). Die Abkehr der führenden literarischen Genres des 17. Jhs. von der volkstümlichen Tradition hatte aber zur Folge, daß sich die soziale Basis der schriftlichen Literatursprache im Vergleich zur vorangegangenen Periode einigermmaßen verengte.

5.6. Kompliziert und im Grunde genommen wenig erforscht ist auch die Frage nach der territorialen Variabilität der schriftlichen dt. Sprache und nach ihrem Verhältnis zu den übermundartlichen Tendenzen. Für viele sprachliche Prozesse dieser Periode bestimmend war die schriftliche Sprache der omd. Gebiete. Dies läßt sich nicht nur durch die Situation im 16. Jh. erklären, sondern auch

dadurch, daß sich die schöne Literatur im 17. Jh. vornehmlich auf diesem Territorium entwickelt hat. Aber auch innerhalb dieses übermundartlichen Sprachtyps lassen sich bei vielen Autoren lokale Besonderheiten nachweisen, deren Anzahl in gewissem Abhängigkeitsverhältnis zu den von ihnen kultivierten Genres gestanden hat (vgl. z. B. die Schlesier M. Opitz und Fr. Logau). Noch deutlicher sind lokale Merkmale bei den Autoren aus den südlichen und westlichen Gebieten Deutschlands (Fr. von Spee, J. M. Moscherosch, J. Chr. Grimmelshausen, A. à Sancta Clara).

Der übermundartlichen schriftlichen Sprache in Ostmitteleuropa schlossen sich teilweise der Südosten (besonders Nürnberg) und der Norden Deutschlands an. Sonderstellung in sprachlicher Hinsicht nahmen Österreich und besonders die Schweiz ein. Der Einfluß der schriftlichen Sprache omd. Prägung wurde in dem letztgenannten Gebiet erst in der 2. Hälfte des Jhs. etwas stärker bemerkbar. Die Rolle Schlesiens in der sprachlichen Entwicklung ist anscheinend im Zusammenhang mit dem Ansehen zu beurteilen, das die omd. Variante genossen hat (anders Eggers 1980, 313). Übermundartlich – in vollem Sinne des Wortes – wurde die führende Variante der Literatursprache in Niederdeutschland, wo sie im 17. Jh. schon in verschiedenen funktionalen Bereichen Verwendung fand (religiöse Literatur, Schriftstücke der Kanzleien, teilweise Zeitungen und andere Informationsblätter, schöngeistige Literatur). Infolgedessen bildete sich allmählich in den omd. Gebieten und im Norden ein großräumiger Sprachblock mit den relativ einheitlichen Merkmalen der geformten schriftlichen Sprache heraus. Abschließend sei gesagt, daß der Regionalismus ohne Zweifel eine bedeutende Rolle in der Entwicklung der dt. Länder spielte. Die Tendenz zur regionalen Differenzierung einer Reihe von sozialen, kulturellen und sprachlichen Prozessen machte sich im 17. Jh. (und teilweise auch später) bemerkbar. Aber besonders in kulturellen und sprachlichen Bereichen hat sich diese Tendenz mit dem Streben nach der Vereinheitlichung überschritten.

6. Soziale und kulturhistorische Bedingungen der Entwicklung und der Funktionsweise der deutschen Sprache im 18. Jahrhundert

6.1. Schon gegen Ende des 17. Jhs. begann sich in Deutschland ein gewisser wirtschaftlicher Aufschwung bemerkbar zu machen.

Dank den günstigen Bedingungen hat sich Sachsen von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges recht bald erholt.

Ein für das 18. Jh. wichtiges Ereignis war auch die Gründung des Brandenburgisch-Preußischen Staates. Das Junkertum hat hier schnell festen Boden unter die Füße bekommen. Die Getreideproduktion stieg an, und der Getreideexport entwickelte sich zu einer wichtigen Einkommensquelle. Die preußischen Könige förderten die Entwicklung der Industrie und die Besiedlung neuer Landgebiete. Die Konkurrenz mit Österreich führte zu einem der größten militärischen Konflikte des 18. Jhs. – zum Siebenjährigen Krieg (1756–1763). Aus militärischen und politischen Ereignissen dieser Zeit ging Preußen als ein mächtiger Staat mit einer großen Armee und einer entwickelten Bürokratie hervor.

Langsam erfolgte die Umstrukturierung der dt. Industrie; es entstand Arbeitsteilung; der Verfall von Zünften begünstigte die Verwandlung der ehemaligen Handwerker in die „freie“ Arbeitskraft und somit die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise.

6.2. Schon gegen Ende des 17. Jhs. läßt sich der allmähliche Verfall der barocken Kultur und der Übergang zur Epoche der Aufklärung beobachten.

Zu Anfang des 18. Jhs. erfolgte eine jähe Umstrukturierung der ideologischen Sphäre als Folge wesentlicher Änderungen in der sozialen Basis und im Typ der Kultur, die zur vorwiegend weltlichen, rationalistischen wurde. Für die dt. Aufklärung spezifisch war ihre didaktisch-pädagogische und reformistische Ausgerichtetheit (Vierhaus 1979).

In der dt. Aufklärung lassen sich drei Phasen unterscheiden. Die erste Phase (Ende des 17. Jhs. bis 1720) ist die Frühperiode der Aufklärung. In dieser Zeit wirkten G. W. Leibniz, Chr. Thomasius und Chr. Wolff. Die Philosophie entwickelte sich zur führenden theoretischen Disziplin. Mit dem Erlangen dieses Ranges durch die Philosophie endet die Frühperiode der Aufklärung. Ein wichtiges Ereignis war die Herausgabe der Werke Chr. Wolffs in dt. Sprache.

Das weitere Schicksal der dt. Aufklärung war hauptsächlich mit den einzelnen Etappen in der Entwicklung der dt. Literatur verbunden, die allmählich zur Haupttribüne der Aufklärer wurde. In den 60er–70er Jahren begann die Reifeperiode der dt. Aufklärung, zu deren Vertretern G. E. Lessing, Fr. G. Klopstock, J. J. Winckelmann, Chr. M. Wieland gehörten. Die Verschärfung der sozialen Widersprüche in der 2. Hälfte des 18. Jhs. be-

richtigt gewissermaßen das von den Aufklärern geschaffene harmonische Weltbild. In der Literatur erstarkte mehr die Gegenwirkung gegen den Rationalismus und Didaktismus der Aufklärung, wenn auch die Sturm- und Drang-Strömung eigentlich mit ihr nicht brach. Ende der 80er Jahre begann die letzte Phase der Aufklärung. Es setzte politische und ideologische Reaktion ein auf die radikalsten europ. Strömungen, die die französische Revolution vorbereitet hatten.

Die ideologische Wandlung, die zu Anfang des 18. Jhs. geschehen war, beeinflusste das Bildungssystem beträchtlich. Im 17. Jh. wurde nur in Volksschulen der Anfangsunterricht erteilt, wo man den Katechismus, dann Lesen und Schreiben lehrte. Ende des Jhs. wurde die obligatorische Ausbildung von 6 bis 12 Jahren eingeführt. Für das Bürgertum waren lat. Schulen bestimmt, wo die dt. Sprache während der zwei ersten Jahre überhaupt verboten war. Allmählich wurde die Schule vom Pietismus sowie von philosophischen und pädagogischen Prinzipien der Aufklärung immer stärker beeinflusst. Fortschrittliche Schulen waren in Weißenfels und Zittau, Gotha und Halle entstanden. An den Universitäten begann seit dem Ende des 17. Jhs. die Philosophie mit der Theologie zu konkurrieren. Führend war hierbei die 1692 gegründete Universität in Halle. Sie berief als Professoren solche Persönlichkeiten wie Thomasius, Franke, Wolff. 1720 studierten dort schon gegen 1000 Studenten (für die damalige Zeit – eine ansehnliche Anzahl).

Die Aufklärung führte zu wesentlichen Veränderungen in Charakter und Bedeutung des Buches und in der sozialen Zusammensetzung der Autoren und Leser (Raabe 1979). Eine der wichtigen Voraussetzungen der Demokratisierung des Buches war, daß während des 18. Jhs. die Zahl der deutschsprachigen Veröffentlichungen immer mehr zunahm. Zwar machten die lat. Bücher noch 1740 28% aller herausgegebenen Bücher aus, 1770 waren es nur 14% und 1800 kaum 4%. Das Lat. zog sich ungleichmäßig in den einzelnen thematischen Gruppen zurück. Um 1740 waren etwa 80% der philologischen Werke lat. verfaßt, aber gegen Ende des Jahrhunderts nur 4%. Die Anzahl der lat. verfaßten philosophischen Bücher reduzierte sich auf 6%, der theologischen auf 5%, der literarischen – von 7% auf 0,5% (Langen 1952, 1162). Nach den Angaben von R. Jentsch (Jentsch 1912) ist die Gesamtzahl der schöngeistigen Werke seit 1740 von 6% auf 21% gestiegen, während

die der theologischen von 38% auf 14% gesunken ist, was mit der Umstrukturierung des gesamten Systems des Wissens in der Epoche der Aufklärung in unmittelbarem Zusammenhang stand.

Schon zu Anfang des 18. Jhs. erlangte Sachsen die führende Position im kulturellen Leben. Dann begannen auch nordöstliche Gebiete eine immer größere Rolle zu spielen. Die Norddeutschen Gottsched, Klopstock, Herder, Winckelmann, Kant und die Sachsen Leibniz, Thomasius, Lessing gehörten zur führenden Schicht der dt. Intellektuellen im 18. Jh. Im Buchwesen und -handel spielte Leipzig eine wichtige Rolle, wo etwa 1/10 aller dt. Bücher herausgegeben wurde. 1770 erschienen in Leipzig 240 und 1790 schon 500 neue Bücher. Auch im Zeitschriften- und Zeitungswesen war Leipzig dominierend. Im Süden war es – obwohl hier große Verlagszentren existierten – um die Herausgabe neuer Bücher viel schlechter als im mittleren und nördlichen Deutschland bestellt. Im Süden wurden Bücher, zum Teil auch periodische Literatur oft nachgedruckt. Obwohl dies bei Zeitgenossen manchmal auf Ablehnung stieß, trug dies objektiv zur Verbreitung der Ideen der Aufklärung bei und verstärkte den Einfluß der übermundartlichen Form der Schriftsprache.

Für die Erhöhung des allgemeinen Bildungsniveaus war gewissermaßen auch die Tatsache kennzeichnend, daß während des 18. Jhs. die Anzahl der Autoren merklich zunahm. Für das Jahr 1775 hat man 3000 Autoren verzeichnet und für das Jahr 1787 schon doppelt soviel. Es änderte sich auch die soziale Zusammensetzung der Autoren: die Zahl der Verfasser bürgerlicher Herkunft nahm zu (Kaiser 1979). In sozialer Hinsicht war es wichtig, daß sich die Aufklärer nicht mehr an die höfische Etikette und an die gelehrten akademischen Kreise, wie es früher oft der Fall war, sondern an das gebildete Publikum wandten. Es bildeten sich neue, demokratische Leserkreise heraus, und es kam öffentliche Meinung zustande, was einen der wichtigsten kulturellen Prozesse jener Zeit darstellt.

6.3. Die sprachgeschichtlichen Prozesse im 18. Jh. sind in einer Reihe fundamentaler Untersuchungen verfolgt worden. Da aber der sprachliche Stoff dieses Jhs. so mannigfaltig ist, bleibt seine Erforschung und die Ausarbeitung einzelner Probleme immer noch recht fragmentarisch. Auf diesen Umstand wurde

und wird von vielen Germanisten hingewiesen (Langen 1952; 1974; Nerijs 1967; Semenjuk 1967; Lerchner 1980; R. Große 1981 u. a.). Eine ausführliche Charakteristik der Sprache jener Periode ist in den schon erwähnten Untersuchungen von A. Langen, E. Blackall, H. Eggers, D. Nerijs enthalten. In jeder dieser Arbeiten aber wird vornehmlich nur irgendein bestimmter Aspekt der Entwicklung der dt. Sprache im 18. Jh. eingehend betrachtet. Eine vollständige Charakteristik der sprachlichen Prozesse im 18. Jh. steht noch aus. Dazu bedarf es einer planmäßigen Erforschung der Sprache jener Periode. Zu den kompliziertesten gehört die Frage nach dem Verhältnis der „gemittelten“ Prozesse der Sprachentwicklung und der individuellen Leistung einzelner Autoren und Gelehrten (vgl. auch Lerchner 1980, 345; auch Eggers 1986, 325).

Im 18. Jh. wandelte sich die sprachliche Situation in vieler Hinsicht. Allmählich wurde das Lat. durch die dt. Sprache aus dem Bereich der Wissenschaft verdrängt, besonders dem der Philosophie seit Thomasius und Wolff. Um 1740 wurden jedoch 63% philosophischer Werke lat. verfaßt. In einem Teil der überlieferten wissenschaftlichen Literatur („Gelehrte Zeitungen“) und im Briefwechsel der Gelehrten finden sich gemischte lat.-dt. und dt.-lat. Texte, d. h. es wurde ein eigenartiger Gelehrtenjargon benutzt. Als Voraussetzung und zugleich als Ergebnis der Überwindung des lat. Einflusses erschien die Schaffung der dt. terminologischen Systeme für einzelne Wissenschaften (Philosophie, Ethik, Ästhetik). Die Stellung der dt. Literatursprache im System der Existenzformen wandelte sich wesentlich, nicht zuletzt dank ihrer Verwendung als Schreibsprache und teilweise auch dank ihrem sich allmählich verstärkenden Einfluß auf einige mündliche Kommunikationsformen (Eggers 1986, 288). Die gesprochene Sprache war vielschichtig: außer Dialekt wurden verschiedene Formen der Umgangssprache verwendet. In nicht spontanen Arten der mündlichen Rede (Predigt, Vorlesung, Theateraufführung) wurden hohe und neutrale Stilschichten der Sprache gebraucht. Der mögliche Einfluß der geformten Sprache auf die spontane Rede der Gebildeten verstärkte noch die Heterogenität der gesprochenen Sprache (nicht zu vergessen, daß man sich auch der frz. Sprache aktiv bediente). Im 18. Jh. änderte sich also das funktionale Paradigma der dt. Sprache nicht nur infolge des Wandels im Charakter und in der

Stellung der Schriftsprache, sondern es wurde auch komplizierter durch die einsetzende Entwicklung der geformten mündlichen Sprachform und der verschiedenen sozialen Typen der Umgangssprache (Guchmann/Semenjuk/Babenko 1984, Kap. V).

6.4. In der Entwicklung der dt. Sprache des 18. Jhs. lassen sich zwei Perioden ansetzen, die durch ihre ideologische Basis miteinander eng verbunden sind, die sich aber durch die Zusammensetzung und den Charakter der führenden Arten des Schrifttums voneinander unterscheiden. In der 1. Hälfte des Jhs. entwickelte sich die Literatursprache vornehmlich auf der Grundlage rhetorischer und sublitterarischer Genres: der philosophischen und pietistischen Prosa, der weltlichen didaktischen Literatur, die in erster Linie durch die „moralischen“ Zeitschriften vertreten war. Die Tradition der poetischen Sprache des Barock riß ab, und es fehlte schöne Literatur von bedeutendem ästhetischen Niveau. In der 2. Hälfte des Jhs. begannen sich verschiedene Abarten der schöngestigen Literatur zu entwickeln. Die sich neu herausbildende „poetische“ Sprache war deshalb weniger einheitlich als im vorigen Jh. Das war damit verbunden, daß die schöne Literatur als solche in stilistischer Hinsicht äußerst kompliziert wurde; sie erfaßte teils gleichzeitig, teils im Nacheinander verschiedene ästhetische Richtungen – Rokoko und Klassizismus, Sentimentalismus und Irrationalismus, „Sturm und Drang“ und die Anfänge der dt. Klassik (s. weiter 7.5.). Auch prosaische Genres – Roman und Drama – begannen eine größere Rolle zu spielen. Die periodische Literatur entwickelte sich weiter als eine prinzipiell neue Sphäre der Verwendung der Schriftsprache. Nach ihrem Inhalte und ihren genremäßigen Eigenschaften war sie uneinheitlich, sie spiegelte in vieler Hinsicht die Besonderheiten der anderen funktionalen Bereiche wider.

Die Erweiterung der Funktionen rief eine kompliziertere stilistische Differenzierung der Sprache hervor. Darüber hinaus lassen sich in rhetorischen und literarischen Genres Gradunterschiede in der Geformtheit der Sprache nachweisen, die gewissermaßen durch Zweckbestimmung der Werke und Sprachgewohnheiten der Autoren bedingt waren.

6.5. Für die Literatursprache jener Periode waren nicht nur mannigfaltige Differenzierungsvorgänge, sondern auch eine gewisse

Stabilisierung der Normen kennzeichnend. Zu einem bestimmten Grade wurde die Orthographie der gedruckten Werke, teilweise auch der Gebrauch der grammatischen Formen, syntaktischen Konstruktionen und des Wortschatzes unifiziert. Eine wichtige Seite der Normierung bestand in der Beseitigung von einigen Schwankungen und in der Regelung des Gebrauchs von „normgerechten“ Varianten (Abramov 1983). Die Herausbildung der Norm kann deshalb als Geschichte der Umgruppierung von varianten Mitteln verschiedener Sprachebenen aufgefaßt werden (Semenjuk 1967). Natürlich wurde die Variabilität keinesfalls völlig beseitigt, sie wurde nur eingeschränkt (besonders in Orthographie und Morphologie) und teilweise umgestaltet, wobei sie oft stilistische Funktionen auszuüben begann. In der Syntax und im Wortschatz aber scheint die Anzahl von Varianten und Synonymen teilweise zugenommen zu haben (bezüglich der Syntax s. Admoni 1980). Die Untersuchung der Normierungsprozesse in der 1. Hälfte des Jhs. anhand der Periodik erbrachte, daß sich die Sprachnormen in verschiedenen thematischen Gruppen der Periodika ungleichmäßig herausgebildet haben. Die besten Werke der didaktischen und schöngeistigen Literatur, der philosophischen, ästhetischen und kritischen Prosa bildeten den Hauptbereich der Normierungsprozesse. Im Vergleich zur vorangegangenen Periode nahm der Einfluß der Kanzleisprache ab, anscheinend auch der theologischen Literatur. Eine Ausnahme bildeten zwar Werke der Pietisten wohl auch die besten Muster der dt. Predigt. Unterschiede im Geformtheitsgrad und in der Intensität der Normierungsprozesse bedingten zusätzliche, die Unterschiede stilistischer Natur überlagernde Differenzierung der Sprache einzelner funktionaler Bereiche (Semenjuk 1967). Dieser Umstand nämlich scheint es gewesen zu sein, der anzunehmen veranlaßte, daß in jener Periode besondere sozial bedingte Abarten der Literatursprache existierten (Lerchner 1983).

6.6. Die Erweiterung der Funktionen der Literatursprache und eine teilweise Stabilisierung sprachlicher Normen verstärkte ihre Übermundartlichkeit und infolgedessen ihren Einfluß auf die südlichen deutschsprachigen Gebiete. Die hiesige Sprache basierte auf lokaler Tradition, wobei für sie ein gewisser Archaismus charakteristisch war, und die Normierungsprozesse verliefen hier langsamer.

Eine derartige Sprachsituation herrschte in Österreich und in der Schweiz. Im Laufe des 18. Jhs. näherte sich aber auch hier die Schriftsprache allmählich an die angesehene Literaturvariante an. Diese Ausgleichsvorgänge erfaßten verschiedene Arten des Schrifttums. Der Hauptbereich dieser Vorgänge waren anscheinend doch die schöngeistige und die didaktische Literatur. W. Henzen stellt fest, daß die Verdrängung der alem. Züge unter dem Einfluß des omd. Sprachtyps im Südwesten nur langsam vor sich ging, daß sie in den einzelnen funktionalen Bereichen unterschiedlich verlief und daß dabei als Vermittlerin die gesamt-süddeutsche Variante wirksam war.

6.7. Im Vergleich zum 17. Jh. machten sich in der Kodifizierung der Normen im 18. Jh. einige neue Züge bemerkbar.

Erstens erfaßte die Kodifizierung alle hauptsächlichen Seiten der Sprache: Orthographie (Freyer, Gottsched, Klopstock, Adeling), Grammatik (Gottsched, Adeling und im Süden – Antesperg, Popowitsch, Dornblüth, Fulda, Nast u. a.), Wortschatz (Steinbach, Frisch, Adeling). Zweitens wiesen Normierungsforderungen, die bei der Kodifizierung aufgestellt wurden, einen anderen Verbindlichkeitsgrad auf. Sie wurden von Sprachträgern konsequenter realisiert. Ihrerseits stützten sich die Normalisatoren in stärkerem Maße auf den lebendigen Sprachgebrauch, besonders auf denjenigen der „besten Schriftsteller“ (Gottsched).

Es sei aber unterstrichen, daß die rationalistische Kultur des 18. Jhs. auch einen großen Einfluß auf die Normierungsprozesse übte und eine „logisch“ orientierte Grundlage wenigstens für die Kodifizierung der grammatischen und teilweise auch lexikalischen Normen bildete.

Eine gewisse Rolle haben die dt. Sprachgesellschaften des 18. Jhs. bei der Normierung der dt. Sprache und Verbreitung ihrer Normen gespielt. Sie traten an die Stelle der vornehmlich aristokratischen Sprachgesellschaften des 17. Jhs., waren demokratischer und beschäftigten sich unmittelbar mit Problemen der Sprachkultur. G. Kaiser bezeichnete sie als „bürgerliche literarische Vereinigungen“ (Kaiser 1979, 68f.).

Diese zahlreichen Gesellschaften stellten die Aufgabe vor sich, die Sprache „in allen Fällen des gemeinen Lebens“, wie es im Programm der Mannheimer Gesellschaft heißt, zu formen. In den westlichen und südlichen

Gebieten, wo die Kodifizierung teilweise retrospektiv ausgerichtet blieb (die Kanzleisprache als „Vorbild“), mangelte es auch den aufgestellten grammatischen Regeln an Einheitlichkeit. Dies war im wesentlichen dadurch bedingt, daß sich die hiesigen Normalisatoren unterschiedlich zu den Normen der führenden Literaturvariante verhielten und die lokale Tradition uneinheitlich berücksichtigten.

7. Soziale und kulturhistorische Bedingungen der Entwicklung und der Funktionsweise der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert

7.1. Für das 19. Jh. war die Entwicklung der Industrie und eine merkliche Erstarkung der wirtschaftlichen und sozialen Positionen der Bourgeoisie kennzeichnend. 1830–1870 führte die dt. Bourgeoisie aktiv den Kampf um politische Freiheiten und um die Vereinigung des Landes. Als Folge der Revolution wurden die Adelsprivilegien abgeschafft. Das Wachstum der Städte und die Umgruppierung der ländlichen und städtischen Bevölkerung, die Umstrukturierung der gesamten Wirtschaft bedingten Verschiebungen in der sozialen Struktur der Gesellschaft. Die Verfassung des Jahres 1871 sicherte den Staatsbürgern das Recht, sich frei im Lande zu bewegen, was auch zu einer stürmischen Zunahme der städtischen Bevölkerung führte (Eggers 1986, 370ff.). 1910 gab es schon 48 Städte (1871 nur 8), deren Bevölkerungszahl über 100 000 betrug.

Die Industrialisierung, Zerstörung der patriarchalen Landwirtschaft und das Städtewachstum führten dazu, daß das Proletariat zu einem wichtigen Element der sozialen Struktur der Gesellschaft wurde. In der 2. Hälfte des Jhs. sind schon 47% aller Beschäftigten – Arbeiter (Kettmann 1980). Die wichtigsten Meilensteine der sozialdemokratischen und Arbeiter-Bewegung waren die Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (1863) und die der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Eisenach (1869).

Der Einfluß der Revolution von 1830 in Frankreich, die Revolutionen von 1848 in Frankreich und in Deutschland aktivierten das öffentliche Leben. An diesem beteiligten sich bürgerlich-liberale Kreise, aber auch das Proletariat.

7.2. Im 19. und 20. Jh. verbreitete sich stürmisch in den europ. Ländern das wissenschaftliche Wissen auf verschiedenen Gebie-

ten. Besonders wichtig waren zwei Momente: die zunehmende Entwicklung der naturwissenschaftlichen und technischen Wissenschaften sowie die der humanitären Bereiche. An der Weiterentwicklung der dt. klassischen Philosophie in der 1. Hälfte des Jhs. waren G. W. Fr. Hegel, J. G. Fichte, F. W. Schelling maßgeblich beteiligt. Prinzipiell neues Element der Ideologie und Kultur stellten die marxistische Philosophie und Politökonomie dar, die die Grundlage der marxistischen Geschichtswissenschaft bildeten. Von wesentlicher Bedeutung war auch die Weiterentwicklung der Ideen der Historizität, deren Grundlagen noch in der Aufklärungszeit geschaffen wurden.

Schon die Aufklärung hat gewissermaßen zur Verbesserung der Schulausbildung beigetragen. Im 18. Jh. wurde allmählich (in den einzelnen Regionen zu verschiedener Zeit) die obligatorische Schulbildung eingeführt. Aber erst um 1800 entstanden achtjährige Volksschulen, und die dt. Sprache wurde zum Schulfach für alle Schichten der Bevölkerung (Besch 1983, 982). Die Situation im Schulwesen auf dem Lande muß aber weniger optimistisch beurteilt werden. Aufgrund der preußischen Volkszählung von 1871 kann festgestellt werden, daß ein Teil der Kinder über 10 Jahre analphabetisch war (ausführlicher bei Eggers 1986, 372). In den Städten gab es außer Volksschulen noch klassische Gymnasien, wo man die alten Sprachen unterrichtete, und Realschulen, die später in Realgymnasien umgestaltet wurden. Die Abgänger der Realgymnasien erhielten jedoch erst gegen Ende des 19. Jhs. das Recht, sich zum Studium an der Universität zu melden. Die angesehenste Schulform war in den bürgerlichen Kreisen das klassische Gymnasium. Hier wurden die Traditionen der humanitären Bildung weitergepflegt, und eine bessere Aneignung der Literaturform der dt. Sprache war dadurch gesichert (Eggers 1986, 375). Aber im Laufe des Jhs. wurden nach und nach auch breitere Kreise der Bevölkerung der Kultur und Bildung teilhaftig. Dazu trug der wirtschaftliche Aufschwung bei, der auch die mittlere Bourgeoisie erstarken ließ, und die sich – besonders seit den 70er Jahren – verstärkende Arbeiter- und sozialdemokratische Bewegung. Es entstanden Vereine und Zirkel, wo Arbeiter ihren Wissensdrang zum Teil befriedigen konnten. Seine Rolle spielte dabei auch das Theater, besonders die Volksbühne, die 1890 ins Leben gerufen wurde und Arbeiter mit den klassischen Dramen und der

Gegenwartsdramatik bekannt machte. Einen wesentlichen Einfluß auf diese Vorgänge übten auch sich entwickelnde verschiedene Formen der öffentlichen Kommunikation aus – Reden und Diskussionen im Parlament, auf Versammlungen, in Wahlvereinen, an denen sich auch die Arbeiter beteiligten. Das öffentliche Leben und die Sprache standen auch unter einem wesentlichen Einfluß der Presse, besonders der Zeitungen (in diese Zeit fallen viele neue Zeitungsgründungen).

7.3. Die sprachhistorische Erforschung des 19. Jhs. ist im Entstehen begriffen. In den 80er Jahren haben die Linguisten der DDR mit einer systematischen Untersuchung der Sprachsituation jener Periode begonnen (Studien [...] 1980; Auswirkungen [...] 1981 sowie Beiträge des Rostocker Kolloquiums – Linguistische Studien 111, 1983). In diesen Arbeiten wird eine Reihe von soziolinguistischen Prozessen behandelt, was die Untersuchungen der vorangegangenen Jahre wesentlich ergänzt. Von anderen Arbeiten seien erwähnt, um nur einiges zu nennen, die Untersuchungen des Wortschatzes, wo auch einige soziologische Aspekte mitberücksichtigt werden (Kainz 1974; Wagner 1974), die die Sprache dieser Periode behandelnden Abschnitte in den Arbeiten von A. Langen (Langen 1952) und von H. Eggers (Eggers 1986), die Skizzen zur Sprache der schöngeistigen Literatur des 19. Jhs. (LGL 1980). Es ist hervorzuheben, daß in den letzten Jahren schon viele neue kulturelle und soziale Aspekte im Leben der dt. Gesellschaft und in der dt. Sprache im 19. Jh. intensiv untersucht und theoretisch behandelt werden, vgl. die Arbeiten von D. Cherubim (1983), G. Objartel (1989), S. Grosse (1990), K. J. Mattheier (1990; 1991), P. von Polenz (1991; 1999), um nur einige zu nennen. Trotzdem gibt es in der geschichtlichen Erforschung der Sprache des 19. Jhs. noch viele Lücken, aber auch die vorliegenden Ergebnisse bedürfen doch einer Ergänzung und Verallgemeinerung. Weiter unten werden nur einige Ergebnisse und Aufgaben für die Untersuchung der Sprachsituation im 19. Jh. angedeutet.

7.4. Die Verschiebungen in der sozialen Struktur der Gesellschaft (Zurückdrängung der Aristokratie, Differenzierung der Bourgeoisie, Entstehung des Proletariats, sich gegen Ende der Periode schon abzeichnende Änderungen in der Zusammensetzung der Intellektuellen) riefen bestimmte Umgruppierungen

in der Sprachsituation hervor. Es änderten sich die Funktionsweise und das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Komponenten im funktionalen Paradigma der dt. Sprache. Der kommunikative Bereich der Mundart beschränkte sich immer mehr auf den alltäglichen Verkehr. Darüber hinaus scheint sie schon nicht mehr von allen Gesellschaftsschichten als Kommunikationsmittel gebraucht worden zu sein (Kettmann 1980). Anhand von direkten und indirekten Zeugnissen hat G. Kettmann die Ausbildung von umgangssprachlichen Formen in der Sprache der Fabrikarbeiter in der 2. Hälfte des 19. Jhs. dargestellt. Als soziale Basis dieser Prozesse diente die Bildung von neuen Produktionskollektiven und die Vermischung der aus verschiedenen Gegenden Stammenden in großen Städten, die infolge der industriellen Revolution entstanden waren (Schildt 1983, 64ff.). Bei der Beurteilung der Änderungen im Status der Dialekte und der Umgangssprache müssen natürlich Besonderheiten der Sprachsituation in den einzelnen deutschsprachigen Gebieten berücksichtigt werden, weil bei der gleichen Ausrichtung der Prozesse ihr Tempo und ihre Ergebnisse unterschiedlich sein konnten.

Die standardisierte Form der Sprache hat ebenfalls gewisse Veränderungen erfahren. Ihr Funktionsbereich erweiterte sich unter anderem auch dadurch, daß sie in den mündlichen Verkehr immer mehr eindrang (Besch 1983, 978). Die Literatursprache hat sich endgültig in Schule und Kirche behauptet und wurde in den verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens benutzt (Verwaltung, Parlament, Vereinsleben). Zum Teil nämlich deshalb stand sie unter dem Einfluß der Umgangssprache, was besonders deutlich im Wortschatz zum Ausdruck kommt. H. Eggers erwähnt übrigens auch eine Reihe von Prozessen in der Syntax (Verkürzung des Satzumfangs, zunehmende Produktivität der Parataxe u. m. a.), die er auch aus Einwirkungen der Umgangssprache erklärt.

H. Eggers behauptet, die Führung liege im 19. Jahrhundert bei der schriftlichen Form der Sprache (Eggers 1980, 603), deren Träger vor allem das Bildungsbürgertum war. Wie auch der Intensitätsgrad der Zusammenwirkung einzelner Elemente im funktionalen Paradigma und der Status verschiedener Existenzformen der dt. Sprache von den Linguisten in Details beurteilt werden, wird doch die Ausrichtung dieser Prozesse von ihnen ziem-

lich einmütig als vornehmlich integrativ charakterisiert (Langner 1983, 6ff.).

7.5. Für die dt. Sprache des 19. Jhs. war kennzeichnend, daß hier eine einheitliche Entwicklungslinie fehlte. In der einschlägigen Literatur wurde öfters auf vielfältige Formen ihrer Verwendung hingewiesen (Wagner 1974, 494; Mattausch 1980, 164). In ihrer Evolution und in ihrem Funktionieren verbanden sich Integration und Differenzierung. In der Kultur und Literatur jener Periode wirkten entweder verschiedene ästhetische Strömungen zusammen, oder sie lösten einander ab. Die Sprache der dt. klassischen Literatur schloß die sprachliche Entwicklung im vorangegangenen Jahrhundert ab und bestimmte gewissermaßen die sprachlichen Prozesse in der 1. Hälfte des 19. Jhs. Der Begriff „Sprache der dt. Klassik“ ist doch nicht scharf umrissen. Er kann entweder enger oder weiter aufgefaßt werden (J. Mattausch z. B. betrachtet als „klassisch“ die gesamte dt. Literatur von Lessing bis Heine, was im Hinblick auf die sprachlichen Prozesse vielleicht zweckmäßig ist: Mattausch 1980, 163; 198). Ihre vollkommenste Ausprägung bekam die Sprache der dt. Klassik in den Werken von J. W. Goethe und Fr. Schiller. Der Einfluß des letzteren auf die Sprache der dt. Intellektuellen des 19. Jhs. wird als besonders stark und nachhaltig angesehen (Kainz 1974, 304; von Polenz 1978, 130). Dieser Typ der „geformten stilisierten Sprache“ (Langen 1952, 1420) erstarrte nach und nach und wurde archaisch. Im Laufe des Jhs. änderte sich der Charakter der schönen Literatur innerhalb solcher Strömungen wie Romantismus, Junges Deutschland, später – Naturalismus und Realismus. In der 2. Hälfte des Jhs. war die führende Stellung der schönen Literatur immerhin geschwächt, auf die sprachlichen Prozesse stärker einzuwirken begannen wissenschaftliche Literatur, Publizistik und Presse.

Traditionell wird von einem wesentlichen Einfluß des Fachwortschatzes der einzelnen Wissenschafts- und Produktionszweige auf den Wortschatz der dt. Sprache geschrieben. Eine gründliche Untersuchung dieser Prozesse liegt aber noch in ihren Anfängen (Studien [...] 1980). Als Vermittlerin dieses Einflusses dürfte wohl auch die gesprochene Sprache angesehen werden, anders gesagt, die kommunikativen Beziehungen, die in Produktionsgemeinschaften entstanden (Kettmann 1980; Schildt 1983). Die Sprache der bürgerlichen Intellektuellen wurde durch den

Einfluß der öffentlichen Rede demokratisiert und bereichert, zu deren Entwicklung auch die sozialdemokratische Arbeiterbewegung wesentlich beitrug. All das begünstigte die Erweiterung des funktionalen Bereichs und der sozialen Basis der dt. Standardsprache. Die komplizierten Prozesse der Integration von verschiedenen Sprachschichten und mannigfaltige Differenzierungsvorgänge jener Periode bedürfen aber noch einer planmäßigen und tieferschürfenden Untersuchung.

7.6. Der funktionalen Differenzierung der dt. Sprache wirkte die fortschreitende Stabilisierung ihres Systems und ihrer Verwendung entgegen. Die Normierungsprozesse erfaßten – eben so wie früher – auch die Varianz (über die grammatische Varianz s. Schieb 1980; 1981; Abramov 1983), was die Wechselwirkung von zwei Tendenzen ermöglichte. Für diese Periode war noch die Differenz zwischen den kodifizierten Normen und dem tatsächlichen Sprachgebrauch kennzeichnend. Die Kodifizierung lehnte sich hauptsächlich an die literatursprachliche Tradition an und berücksichtigte in unzureichendem Maße die in der 2. Hälfte des Jhs. intensiver gewordenen Prozesse der Demokratisierung der Sprache. Erst gegen Ende des 19. Jhs. und insbesondere im 20. Jh. wurde eingesehen, daß es unzureichend ist, wenn als Grundlage für die Norm ausschließlich die Sprache der schönen Literatur betrachtet wird, und daß es notwendig ist, die funktionale und somit auch die soziale Basis der Kodifizierung zu erweitern.

8. Soziale und kulturhistorische Bedingungen der Entwicklung und der Funktionsweise der deutschen Sprache im 20. Jahrhundert (bis 1945)

8.1. Wenn man bedeutende Erfolge bei der Erforschung der dt. Sprache in den letzten Jahrzehnten und besonders in den letzten Jahren feststellen kann (s. o.), so ist die Lage mit der Erforschung der dt. Sprache aus der 1. Hälfte des 20. Jhs. nicht so optimistisch einzuschätzen.

Diese Periode ist traditionell als „Gegenwartssprache“ betrachtet worden, und die spezifisch „historische“ Problematik hat sich noch nicht herauskristallisiert. Man kann hier deshalb nur auf einige Momente hinweisen, die für das Funktionieren und die Ent-

wicklung der dt. Sprache dieser Zeit von Bedeutung sind.

Die Grenze zwischen dem Ende des 19. und dem Beginn des 20. Jhs. ist ziemlich verschwommen, und der Übergang zur neuen Periode erfolgt in sprachlicher Hinsicht fast unmerklich.

Die Regelung der dt. Aussprache und der dt. Rechtschreibung wird fortgesetzt. Nach der ersten Ausgabe des Buches von Th. Siebs erschienen noch viele Versionen seiner Arbeit, und noch die 15. Ausgabe (1930) hat er selbst durchgesehen.

Die Berliner Konferenz vom Jahre 1922 empfiehlt schon das Buch von Th. Siebs als offizielle orthoepische Norm. Somit wurde die äußere Form der Sprache geregelt, was auch für die Stabilisierung der Lexik von Bedeutung war.

Nicht weniger wichtig war auch die Normierung der dt. Orthographie. 1901 fand die 2. Orthographische Konferenz in Berlin statt, wo alle deutschsprachigen Länder einer einheitlichen Rechtschreibung zustimmten. Das Ergebnis dieser Konferenz fand ihren Niederschlag in dem „Orthographischen Wörterbuch“ von Konrad Duden, das schon im nächsten Jahr (1902) erscheint.

Orthographische und grammatische Normen haben in „Duden“ und auch in anderen Grammatiken ihre Widerspiegelung gefunden. Verhältnismäßig spät wurden aber die syntaktischen Normen kodifiziert (Schieb 1980, 238). Im Satzbau und in der Wortwahl waren auch weiterhin freie Varianten möglich.

Die Spezifik der politischen und kulturellen Situation widerspiegelt sich vor allem in der Regelung des Lexikons. Diese Prozesse sind vor allem mit der Tätigkeit des „Allgemeinen dt. Sprachvereins“ (ab 1885) verbunden, der Lehrer, Juristen, Politiker, Geschäftsmänner u. a. vereinigte und die Unterstützung der offiziellen Behörden genoß, was zur teilweisen „Institutionalisierung“ der Sprachpflege führte. Das Wichtigste in der Tätigkeit des Vereins war die Verdeutschung ausländischer Wörter und ihre Verdrängung aus dem offiziellen und inoffiziellen Sprachgebrauch. Die Schule (und vor allem – R. Hildebrand) unterstützte auch diese Bemühungen. Man muß aber unterstreichen, daß in der Tätigkeit des „Vereins“ schon ziemlich früh nationalistische Bestrebungen und Tendenzen zu beobachten waren. Ohne Zweifel war doch die Tätigkeit des Vereins nützlich,

aber die zu strenge Reglementierung rief ab und zu Proteste der dt. Gesellschaft hervor.

Die funktionale und soziale Grundlage der Kodifikation war oft zu eng. Besonders beschränkt war die Basis der Aussprachenormen von Th. Siebs. Die Bedürfnisse der öffentlichen Kommunikation und der Schule machten auch eine „Neuorientierung“ auf die gesprochene Sprache notwendig. E. Kurka charakterisiert die kodifizierte Aussprachenorm als „integrative Ausgleichsnorm“ und betont hierbei ihren in territorialer Hinsicht heterogenen Charakter, da sie sich in vielem an der im Norden üblichen Literatursprache orientierte (Kurka 1980, 2).

Die Erweiterung der territorialen Basis der Normierungsprozesse wird auch von den anderen Forschern verzeichnet. H. J. Gernentz stellt z. B. fest, daß das einst passive Niederdeutschland an der Ausbildung der dt. Standardsprache aktiv teilzunehmen beginnt (Gernentz 1980). Diese Periode, und zwar das Ende des 19. und der Anfang des 20. Jhs., dürfte wohl als Endetappe der Normierung (als „volle Genormtheit“ der Sprache – Besch 1983, 964) angesehen werden, aber nur in dem Sinne, daß jetzt schon alle Seiten der Sprache standardisiert und teilweise kodifiziert wurden. Die relative Abgeschlossenheit der Normierungsprozesse schließt aber nicht eine erneute Behandlung der schon „gelösten“ Fragen und somit eine Neukodifizierung aus. Wie Erben und Schieb in Hinblick auf die Grammatik mit Recht festgestellt haben (Erben 1975, 129; Schieb 1981, 238f.), kann überhaupt keine Kodifizierung auf lange Sicht erzielt werden, da der sich unvermeidlich ändernde Sprachgebrauch eine Neukodifizierung mit der Zeit notwendig macht.

8.2. Man muß aber hervorheben, daß alle sprachlichen Prozesse sich in diesem Jh. vor dem komplizierten und oft auch tragischen Hintergrund abspielten. Zwei Weltkriege, tiefe ökonomische und politische Krisen in Deutschland und besonders die Verbreitung der Ideologie und der Macht des Faschismus wirkten ohne Zweifel negativ auf die deutsche Gesellschaft, ihre Kultur und Sprache (vgl. auch Wells 1989, 415ff.).

Häufung, Steigerung, Schwulst und Verschwommenheit des Ausdrucks vereinigten sich in den Texten und Reden mit Knappheit, mit Elementen des bürokratischen und militärischen Stils (Seidel/Seidel-Sloty 1961, VII). Nationalistische Tendenzen offenbarten sich in den intensiven Verdeutschungen. Der

Staat lenkte auch „total“ Normierungsprozesse, die sich meistens aber nicht auf das Sprachsystem, sondern auf den Sprachgebrauch und Stil in bestimmten funktionalen Bereichen beziehen (ausf. darüber bei Wells 1989).

Aber die dt. Sprache als „leitende national-sprachliche Varietät“ (Reichmann 1978, 403) bleibt bestehen. Die schöne Literatur und die Publizistik hohen Ranges entwickelten sich im Exil, und somit gingen die Kulturtradition und die geformte und standardisierte dt. Sprache nicht verloren. Auch in der Schule (besonders in Gymnasien) war die Literatursprache, die Ende des 19.- Anfang des 20. Jhs. funktionierte, nicht ganz vergessen.

Man muß auch daran denken, daß zwölf Jahre (1935–1945) für die Sprachentwicklung keine zu lange Periode sind. Man darf wohl aus allen diesen Gründen behaupten, daß der Einfluß der nationalsozialistischen „Epoche“ auf die dt. Sprache oberflächlich genug und der Geltungsbereich der entsprechenden Sprachform verhältnismäßig begrenzt waren (Zeitungssprache, politische Schriften und Reden, Trivalliteratur).

Nach dem Ende des 2. Weltkrieges und dem Zusammenbruch des Faschismus treten neue historische Kräfte hervor, die die Aufhebung und die Weiterentwicklung der dt. Kultur und der dt. Sprache fördern. Es entstehen aber auch neue Probleme, die schon mit der politischen und teilweise auch sprachlichen Spaltung Deutschlands verbunden sind. Die meisten dieser Probleme finden ihre Lösung erst am Ende des 20. Jhs.

9. Schlußbemerkungen

Als Gesamtergebnis der Sprachentwicklung in der Periode vom 17.–20. Jh. kann also die Herausbildung einer normierten polyfunktionalen Sprache (Standardsprache/Literatursprache) angesehen werden, die imstande war, alle kommunikativen und kulturellen Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen. Den sich vervielfältigenden kommunikativen Aufgaben entsprechend nahm die Differenzierung der standardisierten sprachlichen Mittel zu, was jedoch die Benutzung der anderen Existenzformen (bes. die der Umgangssprache) nicht ausschloß.

Auf Grund der Analyse von kultur- und sprachhistorischen Situationen dieser Periode kann man zur Schlußfolgerung kommen, daß auf dieser späten Etappe der deutschen Sprachgeschichte wesentliche Änderungen im

Charakter der Entwicklung einer Sprache zu beobachten sind. Wenn früher aktive Strukturelle Umgestaltungen vorherrschten, so treten jetzt selektive und normierende Prozesse in den Vordergrund.

Das Ziel einer kulturhistorisch, sozial und kommunikativ orientierten Sprachgeschichte ist somit, alle Typen der Sprachveränderungen in ihrer Eigenart und ihrer Wechselwirkung zu beobachten und zu erforschen.

Eine der wichtigsten Voraussetzungen der sozialorientierten Sprachforschung bildet also gründliche und fein differenzierte Betrachtung der sozialen Faktoren (vgl. Sonderegger 1992, 125), die in verschiedenen historischen Umständen sehr unterschiedlich auf die sprachliche Situation und auf die Sprache selbst wirken.

10. Literatur (in Auswahl)

Abramov, B. A., Zur Evolution der Varianz im Deutschen seit dem 18. Jahrhundert. In: LStA 111. Berlin 1983, 41–49.

Admoni, Wladimir G., Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache im Bereich des neuhochdeutschen Satzgefüges (1470–1730). Berlin 1980.

Allgemeine Sprachwissenschaft. Hrsg. v. Boris A. Serebrennikow. Bd. 1: Existenzformen, Funktionen und Geschichte der Sprache. (Übersetzung aus dem Russischen). München 1973, Kapitel IX.

Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte. Zürcher Kolloquium 1978. Hrsg. v. Horst Sitta. Tübingen 1980. (RGL 21).

Aufklärung in Deutschland. Hrsg. v. Paul Raabe/Wilhelm Schmidt-Biggemann. Bonn 1979.

Die Auswirkungen der industriellen Revolution auf die deutsche Sprachentwicklung im 19. Jahrhundert. (Autorenkollektiv unter der Leitung von Joachim Schildt). Berlin 1981.

Besch, Werner, Schriftsprache und Landschaftssprachen im Deutschen. Zur Geschichte ihres Verhältnisses vom 16.–19. Jh. In: RVj. 45, 1979, 323–343.

Ders., Dialekt, Schreibdialekt, Schriftsprache, Standardsprache. Exemplarische Skizze ihrer historischen Ausprägung im Deutschen. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hrsg. v. Werner Besch [u. a.]. 2. Halbbd. Berlin/New York 1983, 961–990. (HSK 1,2).

Blackall, Eric A., Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775. Stuttgart 1966. (Übersetzung aus dem Englischen. Cambridge 1959).

Blume, Herbert, Deutsche Literatursprache des Barock. In: LGL 1980, 719–725.

- Burdach, Konrad, Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. 2 Bde. Halle/S. 1925–26.
- Cherubim, Dieter, Zur bürgerlichen Sprache des 19. Jahrhunderts. Historisch-pragmatische Skizze. In: WW, 1983, 398–422.
- Coseriu, Eugen, System, Norm und „Rede“. In: Sprache – Strukturen und Funktionen. Tübingen 1970, 45–59.
- Deutsche Wortgeschichte. Hrsg. v. Friedrich Maurer/Heinz Rupp. 3. Bde. Dritte, neubearb. Aufl. Berlin/New York 1974. (Grundr. 17).
- Eggers, Hans, Deutsche Standardsprache des 19./20. Jahrhunderts. In: LGL 1980, 603–609.
- Ders., Deutsche Sprachgeschichte. Bd. 2. Das Frühneuhochdeutsche und das Neuhochdeutsche. Hamburg 1986.
- Erben, Johannes, Zur Normierung der Neuhochdeutschen Schriftsprache. In: Festschrift für Karl Bischoff zum 70. Geburtstag. Hrsg. v. Günter Bellmann/Günter Eifler/Wolfgang Kleiber. Köln/Wien 1975, 117–129.
- Ermatinger, Emil, Deutsche Kultur im Zeitalter der Aufklärung. Handbuch der Kulturgeschichte. Potsdam 1935.
- Fleming, Willi/Ulrich Stadler, Barock. In: Deutsche Wortgeschichte 1974, 1–31.
- Gernentz, Hans Joachim, Zum hochdeutsch-niederdeutschen Austauschprozeß bei der Ausbildung der deutschen Literatursprache. In: ZPSK 33, 1980, H. 3, 318–329.
- Gloy, Klaus, Sprachnorm. In: LGL 1980, 363–368.
- Große, Rudolf, Zur Dialektik von Stabilität und Variabilität in der Sprache und zum Begriff der sprachlichen Norm. In: WZUL 27, 5, 1978, 523–531.
- Ders., Zu den sozialgeschichtlichen Grundlagen für die Entwicklung der deutschen Literatursprache im 18. Jahrhundert. In: LStA 77. Berlin 1981, 134–147.
- Grosse, Siegfried, Überlegungen zur deutschen Sprache im 19. Jahrhundert. In: Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt/M. [etc.] 1990, 323–328.
- Guchmann, Mira M., Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. v. Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. 1. Halbbd. Berlin/New York 1984, Art. 3, 9–18. (HSK 2,1).
- Dies., Literatursprache und Kultur. In: Zur Frage der Rechtschreibung, der Grammatik und des Stils. Hrsg. v. der Dudenredaktion unter der Leitung von Günter Drosdowski. N. 47. Mannheim/Wien/Zürich 1984b, 7–24.
- Dies./Natalja N. Semenjuk, Einige Fragen der Periodisierung des Deutschen. In: LStA 88. Berlin 1982, 15–29.
- Dies./Natalja N. Semenjuk/Natalja S. Babenko, Istorija nemeckogo literaturnogo jazyka ((XVI–XVIII ww.). Moskva 1984.
- Hartung, Wolfdietrich, Zum Inhalt des Normbegriffs in der Linguistik. In: Normen in der sprachlichen Kommunikation. Berlin 1977, 9–69.
- Henne, Helmut, Die Hochsprache und Mundart im schlesischen Barock. Köln/Graz 1966. (MdF 44).
- Ders., Das Problem des Meissnischen Deutsch oder „Was ist Hochdeutsch“ im 18. Jahrhundert. In: ZMF 1968, H. 2, 109–129.
- Jäger, Siegfried, Zum Problem der sprachlichen Norm und seiner Relevanz für die Schule. In: Mu 1971. H. 3, 162–175.
- Jedlička Alois, Entwicklungstendenzen der Literatursprache aus vergleichender Sicht. In: LStA 111. Berlin 1983, 50–60.
- Jentsch, Rudolf, Der deutsch-lateinische Büchermarkt nach den Leipziger Ostermeß-Katalogen von 1740, 1770 und 1880 in seiner Gliederung und Wandlung. Leipzig 1912.
- Kainz, Friedrich, Klassik und Romantik. In: Deutsche Wortgeschichte 1974, 245–463.
- Kaiser, Gerhard, Das Bürgertum als kulturtragende Schicht. Herkunft und bürgerliches Bewußtsein der Autoren. In: Aufklärung 1979, 62–78.
- Kettmann, Gerhard, Zur Entwicklung der deutschen Umgangssprache in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: ZPSK 33, 1980, H. 4, 1–120.
- Kurka, Eduard, Die deutsche Aussprachenorm im 19. Jahrhundert. Entwicklungstendenzen und Probleme ihrer Kodifizierung von 1898. In: LStA 66/II. Berlin 1980, 1–67.
- Langen, August, Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart. In: Aufriß 1952, 1077–1522.
- Ders., Der Wortschatz des 18. Jahrhunderts. In: Deutsche Wortgeschichte 1974, 31–244.
- Langner, Helmut, Zu einigen übergreifenden Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache im 19. und 20. Jahrhundert. Erscheinungen – Wesen – Probleme. In: LStA 111. Berlin 1983, 2–19.
- Ders., Zum Einfluß der Umgangssprache auf die Literatursprache. In: ZPSK 37, 1984, 191–199.
- Lerchner, Gotthard, Sprachnorm als linguistische und soziologische Kategorie. In: LStA 3. Berlin 1973, 108–122.
- Ders., Zu Lessings Stellung in der geschichtlichen Entwicklung des 18. Jahrhunderts. In: ZPSK 33, 1980, H. 3, 345–352.
- Ders., Zum Verhältnis von Soziolekten zur Literatursprache in der sprachgeschichtlichen Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts. In: LStA III. Berlin 1983, 31–40.

- Mattausch, Josef, Klassische deutsche Literatur und Entwicklung des deutschen Sprachstandards. Zu einem Kapitel Wirkungsgeschichte. In: LStA 66/I. Berlin 1980, 121–176.
- Mattheier, Klaus J., Sprachgeschichte als Sozialgeschichte. Über eine (mögliche) Einbettung der Sprachgeschichte, diskutiert an der deutschen Sprachgeschichte. In: Bevölkerung, Wirtschaft, Gesellschaft seit der Industrialisierung. Festschrift für Wolfgang Köllmann zum 65. Geburtstag. Dortmund 1990, 293–309.
- Ders., Standardsprache als Sozialsymbol. Über kommunikative Folgen gesellschaftlichen Wandels. In: Das 19. Jahrhundert [...] 1991, 41–72.
- Moser, Hugo, Umgangssprache. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen. In: ZMF 27, 1960, H. 4, 215–232.
- Ders., Deutsche Sprachgeschichte. 6. Aufl. Tübingen 1969.
- Nelz, Dieter, Zum Einfluß des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ auf die lexikalische Norm der Literatursprache im 18. Jahrhundert. In: LStA 66/II. Berlin 1980, 68–115.
- Nerius, Dieter, Untersuchung zur Herausbildung einer nationalen Norm der deutschen Literatursprache im 18. Jahrhundert. Halle/S. 1967.
- Ders., Zur Sprachnorm im gegenwärtigen Deutschen. In: LStA. Berlin 1973, 3, 83–107.
- Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. (JIDS). Berlin/New York 1991.
- Newald, Richard, Die deutsche Literatur vom Späthumanismus zur Empfindsamkeit 1570–1750. In: Helmut de Boor/Richard Newald, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. 5. 3. Aufl. München 1960.
- Objartel, Georg, Akademikersprache im 19. Jahrhundert. Auch als Erforschung von Vereinssprachen. In: Voraussetzungen [...] 1989, 197–227.
- Piirainen, Ilpo Tapani, Deutsche Standardsprache des 17./18. Jahrhunderts. In: LGL 1980, 598–603.
- Polenz, Peter von, Sprachnormung und Sprachentwicklung im neueren Deutsch. In: DU 16, 1964, H. 4, 67–91.
- Ders., Geschichte der deutschen Sprache. Berlin/New York 1978. (SaGö 2206).
- Ders., Mediengeschichte und deutsche Sprachgeschichte. In: Die Erscheinungsformen der deutschen Sprache. Literatursprache, Alltagssprache, Gruppensprache, Fachsprache. Festschrift zum 60. Geburtstag von Hugo Steger. Berlin 1991, 1–18.
- Ders., Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, Bd. II. 17. und 18. Jahrhundert; Bd. III. 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York 1994, 1999.
- Raabe, Paul, Aufklärung durch Bücher. Der Anteil des Buchhandels an der kulturellen Entfaltung in Deutschland 1764–1790. In: Aufklärung 1979, 87–104.
- Reichmann, Oskar, Deutsche Nationalsprache. Eine kritische Darstellung. In: GL 2–5/78. Marburg/Lahn 1978, 389–423.
- Ders., Nationalsprache. In: LGL 1980, 87–104.
- Rupp, Heinz, Tendenzen, Formen und Strukturen der deutschen Standardsprache in der Schweiz. In: LStA 111. Berlin 1983, 214–226.
- Scharnhorst, Jürgen, Zur stilistischen Differenzierung der Literatursprache in historischer Sicht. In: LStA 111. Berlin 1983, 192–206.
- Schieb, Gabriele, Zu Stand und Wirkungsbereich der kodifizierten grammatischen Norm des 19. Jahrhunderts. In: LStA 66/I. Berlin 1980, 177–251.
- Dies., Zu Stand und Wirkungsgeschichte der kodifizierten grammatischen Norm Ende des 19. Jahrhunderts. In: BES. Leipzig 1981, 134–176.
- Schildt, Joachim, Entwicklungstendenzen in der Funktionsweise der deutschen Sprache der Gegenwart und ihre Ursache. In: LStA 111. Berlin 1983, 61–77.
- Ders., Zu einigen Entwicklungstendenzen im politischen Wortschatz der deutschen Arbeiterbewegung. In: Das 19. Jahrhundert [...] 1991, 185–201.
- Schöne, Albrecht, Vorbemerkung. In: Deutsche Literatur. Texte und Zeugnisse. Bd. III: Das Zeitalter des Barock. Hrsg. v. Albrecht Schöne. München 1963.
- Seidel, Eugen/Ingeborg Seidel-Slotty, Sprachwandel im Dritten Reich. Eine kritische Untersuchung faschistischer Einflüsse. Halle/S. 1961.
- Semenjuk, Natalja N., Problema formirovanija norm nemeckogo literaturnogo jazyka XVIII stole-tija. Moskva 1967.
- Dies., Das 17. Jahrhundert als Übergangsperiode in der deutschen Sprachgeschichte. In: Akten des VI. Internationalen Germanisten-Kongresses. Basel 1980. Teil 2. Frankfurt/M./Las Vegas 1980, 431–437.
- Dies., Versuch einer Rekonstruktion der Sprachsituation im 18. Jahrhundert anhand von lexikographischen Daten bei J. Chr. Adelung. In: Sprache und Kulturentwicklung im Blickfeld der deutschen Spätaufklärung. Berlin 1984, 151–157.
- Simonow, Wladimir, Fremdsprachige Lexik und Entwicklung der deutschen Literatursprache im 17. Jahrhundert. In: PBB (H) 100, 1979, 295–322.
- Sonderegger, Stefan, Sprachgeschichte und Kulturgeschichte. In: Offene Fragen – offene Antworten in der Germanistik. Hrsg. v. Vilmos Ágel/Regina Hessky. Tübingen 1992, 111–132. (RGL 128).
- Sperber, Hans, Die Sprache der Barockzeit. In: ZDk. 43, H. 10, 1929, 672–684.
- Stopp, Hugo, Verbreitung und Zentren des Buchdrucks auf deutschem Sprachgebiet im 16. und 17. Jahrhundert. In: Sprachw. 1978, H. 3, 237–261.

Studien zur deutschen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Existenzformen der Sprache. Naturwissenschaftliche und technische Fachlexik. In: LStA 66/I, 66/II; 66/III. Berlin 1980.

Vierhaus, Rudolf, Aufklärung durch Vernunft – Das deutsche Bürgertum im 18. Jahrhundert. In: Aufklärung 1979, 23–36.

Vogt, Erika, Die gegenhöfische Strömung in der deutschen Barockliteratur. Diss. Gießen 1931.

Voraussetzungen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Dieter Cherusim/Klaus J. Mattheier. Berlin/New York 1989.

Wagner, Kurt, Das 19. Jahrhundert. In: Deutsche Wortgeschichte 1974, 493–528.

Weithase, Irmgard, Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache. Bd. 1. Tübingen 1961.

Wells, Christopher J., Deutsch – eine Sprachgeschichte bis 1945. Tübingen 1989. (Übersetzung aus dem Englischen. Oxford 1985). (RGL 93).

Wimmer, Rainer, (Hrsg.), Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. Jahrbuch 1990 des Instituts für deutsche Sprache. Berlin/New York 1991.

Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache 1470–1730. Bd. 1: Der Einzelsatz. Bd. II: Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der lexikalischen Ebene. Autorenkollektiv unter der Leitung von Gerhard Kettmann/Joachim Schildt. Berlin 1976.

Natalija N. Semenuk, Moskau

125. Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphemik des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jahrhundert

1. Vorbemerkung
2. Entwicklung vom Frühneuhochdeutschen zum Neuhochdeutschen der Gegenwart
3. Phonetik/Phonologie/Orthophonie
4. Graphetik/Graphemik/Orthographie
5. Normenreform durch Normenverstoß?
6. Rechtschreib-„Reform“ von 1996
7. Literatur (in Auswahl)

1. Vorbemerkung

Wie jede Sprachgemeinschaft hat auch die deutsche aus der Menge der Laute, die von Menschen gebildet werden können, in Übereinstimmung mit den von Jakobson (1941/1972, 59f.) postulierten universalen Fundierungsgesetzen eine begrenzte Zahl von Lauten/Phonemen realisiert, für ihr Phonemsystem verwandt und seit ahd. Zeit durch die Zeichenmenge des lat. Alphabets zu verschriften versucht. Sowohl diachronisch (vom historischen Lautwandel bestimmt) wie diatopisch (areal/regional, dialektal) wie auch diastratisch (sozial bedingt, schichtenspezifisch) und diasituativ (situations-, textsorten-, sprachstilbestimmt, vgl. Philipp 1980, 2f.) haben sich dabei vielfältige Phonem- und Graphemsysteme „des Deutschen“ bzw. „innerhalb des Deutschen“ überlagert, einander ergänzt, abgelöst und ersetzt. Hier soll das „Diasystem“ des Nhd., der normierten nhd. Standardsprache, anhand des historisch entstandenen Phonem- und Graphemsystems und ihrer In-

terrelationen – ergänzt durch Hinweise auf die obigen Aspekte – in seinen Hauptzügen beschrieben werden (vgl. Scheuringer 1996).

2. Entwicklung vom Frühneuhochdeutschen zum Neuhochdeutschen der Gegenwart

Der Beginn „des Nhd.“ bzw. des „Neudeutschen“ ist (vgl. Polenz 1978, 85) eine der schwierigsten Periodisierungsfragen der dt. Sprachgeschichte. Da die Phonie (mit Deskription von Lautwandelerscheinungen wie ‘nhd.’ Diphthongierung, ‘md.’ Monophthongierung, Vokaldehnung usw.) infolge der diachronen und diatopischen Heterogenität als Datierungskriterium ausfällt, wählt Polenz als sprachsoziologisches Kriterium aus dem Bereich der Graphie den Zeitpunkt der Erfindung des Buchdrucks (Mitte des 15. Jhs.) als Beginn der (nach Ahd. und Mhd.) dritten, zur Gegenwart hinführenden Periode des Dt. Zur Würdigung dieses Einflusses auf die Entwicklung der Schriftsprache sollte man bedenken, „daß auch heute unsere Gemeinsprache weit weniger auf dem mündlichen Verkehr als auf der gedruckten Literatur beruht“, daß also eigentlich nur das Bücherdeutsch als relativ einheitliche Gemeinsprache gelten könne, „während die mündliche Verkehrssprache (auch der Gebildeten) in den verschiedenen Gegenden und sozialen Gruppen

Ders., Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. II. Berlin/New York 1994.

Pückler-Muskau, Hermann von, Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch. 2 Bände. Berlin 1987.

Rolf, Eckard, Die Funktionen der Gebrauchstextsorten. Berlin 1993. (Grundlagen der Kommunikation und Kognition).

Schank, Gerd, Ansätze zu einer Theorie des Sprachwandels auf der Grundlage von Textsorten. In: BRS 1984, 761–768.

Schenker, Walter, Plädoyer für eine Sprachgeschichte als Textsortengeschichte. In: ds 2/1977.

Schildt, Joachim, Zur Rolle von Texten/Textsorten bei der Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. In: Deutsche Sprachgeschichte. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Werner Besch. Frankfurt/M. 1990, 415–420.

Schröder, Thomas, Die ersten Zeitungen. Textgestaltung und Nachrichtenauswahl. Tübingen 1995.

Schwitalla, Johannes, Was sind 'Gebrauchstexte'? In: ds. Jg. 1976, H. 4, 20–40.

Ders., Deutsche Flugschriften 1460–1525. Textsortengeschichtliche Studien. Tübingen 1983.

Sitta, Horst (Hrsg.), Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte. Zürcher Kolloquium 1978. Tübingen 1980.

Sommerfeldt, Karl-Ernst, Sprachliche Felder–Valenz–Textsorte. In: WW 43. 1993, 317–336.

Steger, Hugo, Sprache im Wandel. In: W. Benz (Hrsg.), Die Bundesrepublik Deutschland. Geschichte in drei Bänden. Bd. 3: Kultur. Frankfurt/M. 1983, 15–46.

Ders., Sprachgeschichte als Geschichte der Textsorten/Texttypen und ihrer kommunikativen Bezugsbereiche. In: BRS 1984, 186–204.

Steinhausen, Georg, Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 1. Tl. Berlin 1989. 2. Tl. Berlin 1891. [Unveränderter Nachdruck Dublin/Zürich 1968].

Ukena, Peter, Tagesschrifttum und Öffentlichkeit im 16. und 17. Jh. in Deutschland. In: Presse und Geschichte. München 1977, 35–53. (Studien zur Publizistik 23).

Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg vom 1. bis 4. April 1979. Hrsg. vom Vorstand der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten. Berlin 1983.

Wilke, Jürgen, Literarische Zeitschriften des 18. Jhs. (1688–1789). Tl. I: Grundlegung. Stuttgart 1978.

Wimmer, Rainer, Die Textsorten des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jh. In: BRS 1985, 1623–1633.

Wolf, Herbert, Martin Luther. Eine Einführung in germanistische Luther-Studien. Stuttgart 1980.

Heinz Endermann, Jena

135. Die Diagonalgliederung des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts

1. Das 17. und 18. Jahrhundert
2. Das 19. und 20. Jahrhundert
3. Literatur (in Auswahl)

1. Das 17. und 18. Jahrhundert

1.1. Allgemeines, Forschungsstand, Quellen
Die Zeit des 17. und 18. Jhs. ist in bezug auf die soziologisch bedingte Gliederung der gesprochenen und geschriebenen deutschen Sprache durch die Existenz von hauptsächlich drei Sprachschichten gekennzeichnet: Dialekt–Umgangssprache–Schrift- und Hochsprache. Hinzutreten noch gruppengebundene Sondersprachen und berufsbezogene Fachsprachen, wobei jedoch strenge Trennungen bekanntlich nicht möglich sind. Während die Dialekte als mündliche Sprach-

formen in jahrhundertealter Tradition bei räumlich starker Gliederung bodenständig sind, wird seit den 20er Jahren des 16. Jhs. im Gefolge der Reformation die von Luther und seiner Bibelübersetzung bestimmte omd. Schreibsprache im ganzen dt. Sprachraum bekannt. Sie löst im schriftlichen Bereich, bedingt durch dialektabhängige, regionale schreibsprachliche Divergenzen, das Ringen um eine ausgeglichene, überregionale, allgemein verbindliche Schriftsprache aus. Diese zunächst von einzelnen Grammatikern getragenen und dann seit der ersten Hälfte des 17. Jhs. durch Poetiker und Sprachgesellschaften geförderten Ausgleichsbestrebungen erreichen im protestantischen Mittel- und Norddeutschland im Grundsätzlichen um 1650 ihr wesentliches Ziel. Dagegen halten das katholische Süddeutschland und Öster-

reich trotz gewissen Anpassungen weiterhin an der obd., auf der Kanzleisprache Kaiser Maximilians I. aufbauenden Schreibtradition fest und geht die Schweiz ihre eigenen Wege. Erst in den Jahrzehnten zwischen 1725 und 1760 kommt es im Rahmen der Aufklärung zur Ausbildung und allgemeinen Durchsetzung einer literatursprachlichen Norm, indem der Süden, zunächst um 1730 die Schweiz, dann 1750 Österreich und zuletzt 1760 Bayern, durch das sprachkritische Wirken des in poetologischen Fragen als Autorität anerkannten Leipziger Johann Christoph Gottsched (1700–1766) die omd.-nrddt. Form der Schriftsprache aufgreift. Im mündlichen Bereich wird bei regional recht unterschiedlichen Sprechweisen der höchsten Sozialschichten um die Entscheidung gerungen, welche von diesen als die der Schriftsprache angemessenste Art der Realisierung und damit als vorbildlich zu betrachtende Hochsprache zu gelten habe. Ferner bewirkt dann in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. der immer stärker bewußt werdende Gegensatz zwischen den heimischen Dialekten und der neuen Schrift- und Hochsprache bei den mittleren und höheren Bürgerschichten der Städte die Ausbildung einer vermittelnden Umgangssprache. Bei diesem formal wie regional und zeitlich unterschiedlich verlaufenden Prozeß wirken jedoch weniger die unterschiedlichen regionalen Basisdialekte ein, als vielmehr eine jeweils zwar dialektabhängige, doch höhere Sprachschicht in Form der sogenannten „Herrensprache“, deren Existenz sich trotz schwieriger Faßbarkeit im einzelnen bis ins Mittelalter zurückverfolgen läßt.

Im Gegensatz zur sprachwissenschaftlichen Terminologie des 20. Jhs. verwenden die zeitgenössischen Sprachforscher teilweise andere Bezeichnungen. Zunächst fehlt ihnen eine Bezeichnung für die ohnehin kaum registrierte Zwischenschicht der *Umgangssprache*, ein Terminus, der erstmals 1781 von Karl Philipp Moritz für Berlin eingeführt wird (Schmidt 1995, 70), nachdem schon 1751 Gottsched von „täglicher Sprache des Umgangs“ gesprochen hatte. Was heute als *Dialekt* (oder *Mundart*) bezeichnet wird, benennen auch sie mit dem Fremdwort, oftmals noch in lat. Form als *Dialectus*. Da vielfach nicht klar getrennt wird zwischen geschriebener Schriftsprache und mündlicher Hochsprache (oder Standardsprache), aber stets sowohl der sprachgeographische Gegensatz von Hd. und Nd. als auch innerhalb des Hd. die als *Mundart* bezeichnete unterschiedliche

regionale Sprechweise der höchsten Sozialschichten bewußt sind, werden beide gemeinsam als *hochdeutsche Sprache*, *hochdeutsche Mundart* oder einfach als das *Hochdeutsche* bezeichnet. Diese Benennungsgewohnheiten des 17. und 18. Jhs. leben übrigens heute noch im obd. Raum weiter, wo man alltags-sprachlich immer noch von *Dialekt* und *Hochdeutsch* redet. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. kommt in Verbindung mit der den Dialekt hauptsächlich sprechenden Unterschicht vorübergehend abwertendes *Pöbelsprache* auf.

Die Untersuchung der sprachsoziologischen Verhältnisse des 17. und 18. Jhs. war bisher kaum ein Anliegen der Sprachgeschichtsforschung und wird auch durch die Quellenlage sehr erschwert. Die Grammatiker, Poetiker und Lexikographen des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jhs. propagierten nämlich eine möglichst dialektfreie, überall akzeptable Schriftsprache, vor allem als Literatursprache, so daß sie die Dialekte als verderbte Sprachformen ablehnten und der neu aufkommenden Umgangssprache wegen ihrer dialektalen Anteile wenig Verständnis entgegenbrachten. Deswegen machten sie auch beide bloß mündlich gebrauchten Sprachformen nicht zum Gegenstand von Untersuchungen. Dementsprechend verfolgte auch die bisherige Sprachgeschichtsforschung für das 17. und 18. Jh. nur die Entwicklung der Schriftsprache und da vor allem ihre verschiedenen stilistischen Ausformungen als Literatursprache in den einzelnen literarischen Gattungen und behandelte, wenn überhaupt, das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache in erster Linie hinsichtlich der Beeinflussung der Schriftsprache durch den Dialekt und des Auftretens von Dialekt in der Literatur als eines, wenn auch realitätsbedingten, künstlerisch-stilistischen Faktors.

In den allgemeinen sprachgeschichtlichen Darstellungen des Dt. vollziehen eine solche Betrachtungsweise ausführlicher Langen (1957) und bloß ansatzhaft Eggers (1977). Eine stärker soziologisch orientierte Betrachtung der neuzeitlichen Sprachentwicklungen bringt erst, allerdings unter marxistisch-leninistischen Grundsätzen, die in der ehemaligen DDR erarbeitete Sprachgeschichte von Schildt (1976), was Schildt (1983) noch deutlicher hervorkehrt. Auch die jüngste Sprachgeschichtsdarstellung von Polenz (1991–94) berücksichtigt die soziologischen Konstellationen und ihre sprachlichen Auswirkungen. An monographischen Überblicksdarstellungen sind hervorzuheben die noch immer ausführlichste interpretierende Zitatensammlung zum Verhältnis von Schriftsprache und

Dialekt von Socin (1888), die in bezug auf Sprachvorbildlichkeit und Normeinschätzungen nun ergänzt wird durch Josten (1976) und die für die zweite Hälfte des 18. Jhs. anhand von Zeitschriftenäußerungen wertvolle Bereicherung durch Steiger (1919) erfährt; die Untersuchung zu Stellung und Gebrauch der gesprochenen (Schrift)sprache in Schule und Kirche und die diesbezüglichen Meinungen der zeitgenössischen Gelehrten, Prediger und Schulmänner durch Weithase (1961); die Untersuchung von Anteil und Bedeutung des Dialekts im schriftsprachlichen Drama durch Lowack (1905); die Aufzeichnung der wechselseitigen Beeinflussung von Dialekt und Schriftsprache in Theorie und Praxis in der ersten Hälfte des 18. Jhs. durch Kaiser (1930), die in bezug auf die landschaftlich wechselnden, von den Dialekten abhängigen schriftsprachlichen Aussprachegewohnheiten des 17. und 18. Jhs. einerseits ergänzt wird auf Grund der Reimverhältnisse der Dichtung durch Neumann (1920) und andererseits nach den Aussagen der zeitgenössischen Grammatiker durch Voge (1978); sowie die Untersuchung der Abhängigkeit des literarischen Wortschatzes von Mundart und Schriftsprache bei schlesischen Dichtern in der ersten Hälfte des 17. Jhs. durch Henne (1966). Die öst. Sprachverhältnisse des 18. Jhs. behandelt Wiesinger (1995, 324ff.). Während sich Trümpy (1955) und zusammenfassend Sonderegger (1985) den besonders gelagerten Verhältnissen in der Schweiz widmen, gewähren die Untersuchungen von Lindow (1926) zur Verwendung des Nd. als Kirchensprache Einblicke in die ebenfalls vom Durchschnittsverhalten abweichenden Verhältnisse in Norddeutschland. Die besondere Sprachentwicklung Berlins mit der soziologischen Differenzierung von Nd. und Hd. seit dem 16. Jh. und der Ausbildung einer Umgangssprache im 18. Jh. verfolgt Schmidt (Schildt/Schmidt 1992, 140ff.).

Dieser Forschungsüberblick zeigt bereits die für eine Untersuchung der sprachsoziologischen Verhältnisse im 17. und 18. Jh. zur Verfügung stehenden Quellen. Es sind dies:

1. metasprachliche Quellen als Äußerungen über herrschende bzw. erstrebenswerte oder abzulehnende Sprachvarietäten. Dazu gehören besonders Einleitungen zu Grammatiken und Poetiken; gelehrte Abhandlungen über Herkunft, Form und anzustrebende Norm der Sprache; sprachpflegerische Empfehlungen zur Verwendung einer gesellschaftlich angemessenen bzw. zur Meidung einer unangemessenen Ausdrucksweise besonders in Schulbüchern, Rhetoriken, Zeitschriften und literarischen Werken; Äußerungen über den Sprachgebrauch verschiedener Gesellschaftsschichten in einzelnen Gegenden besonders in Reiseberichten, Chroniken und Briefen; sowie Hinweise über den Sprachgebrauch in der Kirche in Kirchenordnungen, Kirchenpostillen, Visitationsberichten, Predigtanleitungen etc.

2. sprachhistorische Quellen als unmittelbare Zeugnisse verschiedener Sprachvarietäten. Dazu

zählen besonders Angaben zum richtigen bzw. falschen Gebrauch einzelner Sprachformen in Grammatiken, Poetiken, Rhetoriken und gelehrten Abhandlungen über die Sprache; die Verwendung verschiedener Sprachschichten zur Persönlichkeitscharakterisierung im Schauspiel, vor allem in der Komödie, und vereinzelt als direkte Rede in der erzählenden Prosa; auch sozialkritisch ausgerichtete Predigten bieten vereinzelt in Form von Gesprächen oder Einzeläußerungen derartige Charakterisierungen der Schichtzugehörigkeit.

1.2. Die Sprachschichtung im 17. und 18. Jahrhundert nach ausgewählten Zeugnissen

1.2.1. Der hochdeutsche Sprachraum

Das 17. und 18. Jh. waren wie die vorangegangenen Jahrhunderte soziologisch im Rahmen der feudalen Ständegliederung durch einen starken Gegensatz zwischen niedrigeren und höheren Gesellschaftsschichten gekennzeichnet, was sich sowohl in der räumlichen Bevölkerungsverteilung als auch in der Gliederung und Schichtung der gesprochenen Sprache äußerte.

So lebte auf dem breiten Land eine bäuerlich-landwirtschaftlich geprägte Bevölkerung, die bis ins letzte Viertel des 18. Jhs. wenig Rechte besaß und von ihren Grundherren abhängig war. Sie entfaltete in ihrer sozialen Geschlossenheit jedoch nicht nur eine eigene Volkskultur mit Tracht, Sitten und Gebräuchen, sondern fand sprachlich in Verbindung mit dem auf das landesherrliche Territorium eingeschränkten Bewegungsraum auch im Dialekt als der ererbten, bodenständigen Sprachform weitestgehend ihr kommunikatives Auslangen. Waren die dt. Dialekte auf Grund stammessprachlicher Unterschiede schon seit ihren frühmittelalterlichen Anfängen großräumig differenziert, so nahm im Spätmittelalter die sprachräumliche Aufsplitterung in Klein- und Kleinräume, oft bis zu dörflichen Unterschieden, im Zusammenhang mit den Territorialbildungen zu und hielt sich durch die ganze Neuzeit. Diese Verschiedenheiten besonders im Lautstand und Wortschatz erschwerten eine Verständigung auf der Dialektebene zwischen Angehörigen verschiedener Gegenden, ja machten sie mit zunehmender Entfernung nahezu unmöglich. Auch im 17. und 18. Jh. gilt diesbezüglich noch, was Martin Luther 1538 in den „Tischreden“ feststellte:

Deutschland hat mancherley Dialectos, Art zu reden, also, daß die Leute in 30 Meilen Weges einander nicht wol können verstehen. Die Oesterreicher und

Bayern verstehen die Thüringer und Sachsen nicht, sonderlich die Niederländer [...] ja, die Bayern verstehen bisweilen einer den andern nicht recht, was grobe Bayern sind (WA 6146, 4018).

Obwohl seit dem 16. Jh. im Gefolge der Reformation die Lektüre der Bibel propagiert und für den Gottesdienst Gebets- und Gesangsbücher eingeführt wurden, löste diese Lese- (und Schreib)kenntnisse erfordernde Berührung mit der Schriftsprache bei der Landbevölkerung im hd. Sprachraum Süd- und Mitteldeutschlands, Österreichs und der Schweiz keine diesbezügliche alltagssprachliche Verwendung aus. An ihrem Gebrauch bloß als Schreib- und Lesesprache änderte sich bei der Landbevölkerung auch nichts, als im Laufe des 18. Jhs. in den einzelnen deutschsprachigen Ländern die elementare Pflichtschule eingeführt wurde. Daß die Schriftsprache im hd. Sprachraum auf Grund dialektaler Gewohnheiten im 18. Jh. gegendweise recht unterschiedlich gelesen wurde, bezeugen nicht nur divergierende Angaben der Grammatiker, sondern für die Landbevölkerung als lebendiges Relikt vor allem die vom Alltagsdialekt abweichende dialektale Gebets- und Predigtsprache der wiedertäuferischen Hutterer, die aus Südtirol, Osttirol und Kärnten stammten, um 1528 nach Südmähren zogen und auf Umwegen über Rußland schließlich 1871 in ihre heutigen nordamerikanischen Wohnsitze in Süddakota gelangten (vgl. Rein 1977, 273). Dagegen entwickelte sich im nd. Sprachraum Norddeutschlands durch das schriftliche und mündliche Aufgreifen der hd. Schriftsprache allmählich eine Diglossiesituation mit gleichzeitiger Abwertung des nd. Dialekts, die zunächst die Städte und dann auch das Land erfaßte (vgl. 1.2.2.).

Vielschichtiger als auf dem Land gestaltete sich die soziale Zusammensetzung der Bürgerschaft in den Städten, wobei es Unterschiede zwischen Klein- und Großstädten gab. Waren die Kleinstädte mehr durch Landwirtschaft betreibende Ackerbürger und in Zünften zusammengeschlossene Handwerker und kleine Gewerbetreibende geprägt, so dominierten in Großstädten Gewerbe, Handel und Verwaltung. Neben den kleineren Handwerkern gab es dort vor allem frühindustrielle Unternehmer, die in Manufakturen Konsumgüter wie Stoffe, Lederwaren, Ton- und Glaswaren und Waffen produzierten und auch Buchdruck und Verlagswesen unterhielten, Kaufleute als Handelsunternehmer, verschiedene Beamte, gelehrte Berufe wie Juri-

sten, Ärzte und Pädagogen, die Geistlichkeit und ein Stadtpatriziat, das aus reichgewordenen Kaufleuten und zugezogenem Landadel hervorgegangen war und, bestehend aus Fernhandelskaufleuten, Bankiers und Grundbesitzern, die Stellung des niederen Adels einnahm und als privilegierte Oberschicht vor allem die städtischen Ratsämter bekleidete. Residenzstädte beherbergten außerdem einen Hofstaat mit dem weltlichen oder geistlichen Landesherren, dem höheren Adel und einem Verwaltungsstab. Gegenüber diesen mittleren und höheren Bürger- und Adelsschichten gab es aber auch eine Fülle unterprivilegierter Stadtbewohner als Knechte und Mägde auf den Höfen der Ackerbürger und in den bürgerlichen und herrschaftlichen Haushalten sowie als Arbeiter und Angestellte in den Gewerbebetrieben, die meist vom Land zugezogen waren und mit den völlig rechtlosen Tagelöhnern, Armen und Bettlern die unteren sozialen Schichten bildeten.

Trotz dieser dreifachen sozialen Gliederung der Stadtbevölkerung in eine Unter-, Mittel- und Oberschicht und eines entsprechenden unterschiedlichen Bildungsstandes und Kulturniveaus hieß es die erschließbare sprachliche Situation zu simplifizieren, wollte man durchwegs die Verteilung von Dialekt – Umgangssprache – Schrift- und Hochsprache einfach mit der sozialen Schichtung gleichsetzen. Hier bestanden vielmehr regionale Unterschiede, wobei im hd. Sprachraum vor allem höhere Dialektvarietäten in Form der sogenannten „Herrensprache“ teilweise auch die Funktionen von Umgangs- und Hochsprache erfüllten.

Im allgemeinen sind sich die zeitgenössischen Sprachkritiker darin einig, daß die soziale Unterschicht, die am stärksten als bäuerliche Land- und handwerklich tätige Stadtbevölkerung auffällt, den als roh und derb eingestuften Dialekt spricht, während sich die städtische Oberschicht und da vor allem die Gebildeten, das Patriziat und der Adel einer gepflegten Sprechweise bedient. Schon 1603 stellt der wohl in Hessen beheimatete, unter dem Pseudonym Conrad Agyrta auftretende Bearbeiter des „Lalebuches“ als „Grillenvertreiber“ der regionalen Sprachverschiedenheit eine wertende soziologische Sprachschichtung gegenüber, indem er die Sprache der Bürger wohl in doppeltem Sinne positiv als *Hochdeutsch* beurteilt, während er die Sprache der Bauern als *Schlechtdeutsch* abwertet:

[...] *ob schon jedermann teutsch redet, so ist doch ein grosser Unterscheidt, in dem Außsprechen, oder Schreiben. Als daß einer Sächsisch [Niederdeutsch], der ander Hessisch, der dritte Meißnisch, der vierde Düringisch, der fünfte Wedderawisch, der sechste Westerwäldisch, In summa, der eine Hochteutsch, der eine Schlechtteutsch, der eine Bürgerisch, der andere Bäuwrisch redet, dadurch dann auch ingemein je einer von dem andern vnderscheiden [...] wirdt* (K. v. Bahder: Lalebuch 1914, 156).

Präzisere sprachsoziologische Zuordnungen trifft dann der gebürtige Anhalter Philipp von Zesen in seinem sprachwissenschaftlichen Dialog „Rosenmänd“ von 1651:

Dan in iedem Lande finden sich zweierlei sprachen, eine hohe oder zierliche und eine niedrige oder bäurische. Jene ist bei Hofe, unter gelehrten, unter geschickten höflichen menschen, und sonderlich unter dem Frauenzimmer, üblich: Diese aber gehet unter dem gemeinen manne, und dem Land-volke im schwange (Sämtl. Werke XI, 1974, 226).

Da sich dieser auffällige soziale und sprachliche Gegensatz zwischen Unter- und Oberschicht mit einem ebenso unterschiedlichen Bildungsgrad verband, kam es auch zur abschätzigen Beurteilung der Dialektsprecher als einfältig und dummlich und zur Abwertung des Dialekts als einer minderwertigen Sprachform. Urteilte der Oberpfälzer Johann Ludwig Prasch 1685 in seinem „Discours Von der Natur des Teutschen Reimes“ kurz und bündig *In allen Teutschen Mundarten redet gemeinlich der Pöbel grob und unleidlich, die vornehmen zierlicher* (Josten 1976, 46), so drückte sich sein Landsmann Caspar Schoppe/Scioppius bereits 1626 in seinen lat. verfaßten „Consultationes De Scholarum et Studiorum ratione, deque Prudentiae et Eloquentiae parandae modis in adolescentis eiusdam Germani usum“ anlässlich der Kritik lässiger bair.-öst. Dialektaussprachen – in Übersetzung – wesentlich unmißverständlicher aus:

„So einer also kommt den Italienern, Franzosen und anderen Leuten vor, als sei er im Lande der Ochsen und in der Stickluft aufgewachsen. Daß sie mit diesem Urteil, wenigstens was das gemeine Volk betrifft, nicht so sehr fehlgehen, braucht man bloß an den Handwerksleuten wahrzunehmen, die diesen Dialekt vornehmlich reden, und die bekanntermaßen stumpfsinnig, faul und arbeitsscheu sind“ (Socin 1888, 326).

Trotz der Anerkennung des vorbildlichen Sprachverhaltens der Oberschicht mußte man sich aber während des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jhs. damit abfinden, daß diese über den ganzen dt. Sprachraum verteilte

Oberschicht keine Einheitssprache redete, sondern je nach Gegend von den einmal vorhandenen jeweiligen regionaldialektalen Voraussetzungen abhängig war. Zunehmend erkennt man heute, daß es sich dabei um sogenannte „Herrensprache“ handelt. Bezüglich des Verhältnisses von Dialekten und Schriftsprache gelangte der Ostfale Justus Georg Schottel/Schottelius 1663 in seinem Buch „Von der Teutschen HauptSprache“ unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklungen zur Feststellung, daß die dt. Sprache aus Dialekten gebildet wird, die sich in die beiden Hauptzweige des Hd. und des Nd. zusammenfassen lassen, daß aber die Schriftsprache, die er *die Hochteutsche Sprache oder die rechte Hochteutsche Mundart* nennt,

[...] *nicht ein Dialectus eigentlich ist, sondern Lingua ipsa Germanica, sicut viri docti, sapientes et periti eam tandem receperunt et usurpant [...] Aber weil die Hochteutsche Mundart communis Germaniae Mercurius ist, auch nunmehr eine durchgehende Kunstrichtigkeit darin hervorbricht und im gantzen Teutschen Reiche in Cantzeleien, den Justitzwesen und anderen hohen negotiis publicis von Jahren zu Jahren man zu dieser Mundart, mit hinterlassung der Landrede, sich anschicket, und also die rechte Kraft hieselbst vorhanden seyn will, ja die Teutsche Natur ihre lieblichste Vollenkommenheit gleichsam darin ersehen, richten wir uns nunmehr in gantz Teutschland darnach* (Dt. Neudr., 1967, 174).

Diese Anerkennung der Schriftsprache als einer über den Dialekten stehenden Sprachform führte aber unweigerlich zu unterschiedlichen Bewertungen der einzelnen Großraumdialekte und zwang, da die Schriftsprache mündlich als Hochsprache gelten sollte, zur Entscheidung, welcher Mundart, also welcher der gehobenen regionalen obergesellschaftlichen Sprechweisen, der Vorzug eingeräumt werden sollte. Obwohl es Urteile über einzelne dt. Dialekte auch schon im 16. Jh. gibt, sind reichende Bewertungen selten. Der schon genannte Schoppe nahm 1626 im Hinblick auf die richtige Erkennung der dt. Sprache folgende sechsteilige, unvollständige Aufzählung und Rangordnung der Hauptdialekte vor: 1. *Meißnisch* (Obersächs. mit Ofrk., Thür., [Ost- und Nord]hessisch), 2. *Rheinisch* (Rhfrk. und Mfrk.), 3. *Schwäbisch*, 4. *Schweizerisch* (Hoch- und Höchstalem.), 5. *Sächsisch* (Nd.), 6. *Bairisch*. Die ihm und den meisten weiteren Beurteilern eigene Bevorzugung des Meißnischen (des Osächs. nach heutiger Terminologie) findet 1651 bei Zesen im „Rosenmänd“ ihre einleuchtende Begründung:

So redet man noch in Obersachsen und Meissen das zierlichste Hochdeutsch, das man im schreiben gebrauchet (Sämtl. Werke XI, 1974, 227), also die im Osächs. herrschende, entwicklungsgeschichtlich bedingte hohe Kongruenz zwischen Schreibung und Aussprache. Dort aber war die vorbildliche Sprechweise vor allem in den Großstädten mit einer dominierenden Oberschicht beheimatet, als welche der Thüringer Caspar Stieler in seinem „Teutschen Sprachschatz“ von 1691 nennt:

das prächtige Dreßden, das heilige Wittenberg, und das Süßeste aller Städte, Leipzig, welches auch von ihrem Sprachenzucker, dem sonst salzichten Halle solch eine milde Beysteuere verehret, daß es sich seiner Lehrlingschaft zuschämen nimmermehr Ursach finden wird (Eichler/Bergmann 1967, 15).

Wie wenig aber in jenen Städten sprachliche Einheitlichkeit herrschte, wußte schon 1651 Zesen, der im „Rosenmänd“ auf die Frage, *warüm man von dem fürnehmen Frauenzimmer zu Leipzig das beste Hochdeutsch lernen könnte?*, antwortete:

Darüm, weil sie wenig oder wohl gantz nicht mit fremden oder gemeinen Leuten und dem Land-volke [...] ümgehen und sprechen: und daher die ihre [Sprache], so sie aus guten Büchern [...] und von fürnehmen Leuten aus täglichen reden gelernet, recht rein und zierlich behalten und nicht so vermischen, wie andere zu thun pflegen (Sämtl. Werke XI, 1974, 226).

Was der letzte Halbsatz Zesens meint, erläutert 1722 der Hallenser Pädagoge Hieronymus Freyer in seiner „Anweisung zur Teutschen Orthographie“, wo er zunächst schreibt:

Denn es ist ja ausser allem Zweifel, daß zu Halle, Leipzig, Wittenberg, Dresden und in anderen vornehmen Städten selbiger Gegend das beste Teutsch geredet werde. Gleichwol aber finden sich an einem Ort so wol als am andern manche ganz besondere Wörter und Redensarten: welche auch von vielen, die dalselbst geboren und erzogen sind, vermieden und dem gemeinen Mann überlassen werden,

um nach der Nennung von derartigen Aussprachebeispielen fortzufahren:

Ja wir haben alhier in Halle eine dreyfache Aussprache; wodurch sich vornehme und geschickte Leute von dem gemeinen Volk aus der Bürgerschaft, und diese beyderseits wiederum von den so genannten Halloren sehr merklich unterscheiden: obwohl nicht zu leugnen, wie es denn auch bey dem täglichen Umgange nicht anders seyn kann: daß einer Party hie und da etwas anklebet, was ursprünglich oder gewöhnlicher weise der andern eigen ist (S. 7).

Es ist eines der wenigen direkten Zeugnisse für das städtische Neben- und Miteinander von drei Sprachschichten als Spiegelung der städtischen Sozialschichten. Dazu weiß man aus späteren dialektologischen Forschungen, daß die traditionsbewußten Halloren den dem Nordthür.-Mansfeldischen nahestehenden, alten „hällschen“ Dialekt als eine „Herrensprache“ bewahrten, während *das gemeine Volk aus der Bürgerschaft* mit seinem „Hallisch“ einen der Schriftsprache wesentlich näher stehenden, von Leipzig abhängigen, ober-sächs. ausgerichteten Verkehrsdialekt im Sinne einer Umgangssprache gebrauchte.

Die mit den sozialen Gegensätzen verbundenen Sprachgegensätze wußte auch die Komödie zur Charakterisierung der handelnden Personen zu nützen. Es gibt allerdings nicht viele Zeugnisse, da, wenn überhaupt, nur der Dialekt unterschichtiger Personen notiert wurde, wie etwa in dem bekannten Beispiel von Andreas Gryphius, dem Scherzspiel „Die geliebte Dornrose“ von 1660. Dort reden die Bauern schlesischen Dialekt, der Dorfrichter sichtlich eine von fehlerhaftem Juristenjargon durchsetzte Umgangssprache und Dornrose, obwohl Bauernmädchen, gegen die Realität, doch aus rhetorisch-dramaturgischen Gründen schlichte Hochsprache, wobei diese dreifache Sprachschichtung zugleich den Empfehlungen der rhetorischen Stillehre mit *genus humile, mediocre* und *grande* folgt. Wie der meist schriftsprachlich abgefaßte Dialog von Komödienfiguren in Aufführungen tatsächlich wiederzugeben sei, beschreibt am Jahrhundertende der Gymnasialrektor Christian Weise im oberlausitzischen Zittau in seiner Abhandlung „Lust und Nutz der spielen den Jugend“:

Ferner habe ich etwas gemercket, warum sich meine Comoedien nicht so gut im Buche lesen als auff der Bühne praesentieren lassen. Denn es sind viele Personen, welche nicht den hochdeutschen accent, wie er im Buche stehet, behalten dürffen, sondern sie müssen sich nach dem Dialecto richten, der bey uns auch unter galanten Leuten in acht genommen wird. Wo sie das nicht thun, so kommen die meisten Sprüchwörter und andere scharfsinnige Reden gar todt und gezwungen heraus [...] die Hochdeutschen reden off, als wenn sie Worte aus der Postille lesen solten [...] Soll das Sprüchwort wahr bleiben: Comoedia est vitae humanae speculum, so muß die Rede gewißlich dem Menschlichen Leben ähnlich seyn. Ein Cavalier, ein fürnehmes Frauenzimmer, ein liederlicher Kerl, ein gemeiner Mann, ein Bauer, ein Jude muß den accent führen, wie er im gemeinen Leben angehoffen wird. Bloß bey Fürstlichen Personen lasset man das gezwungene Hochdeutsche passieren (Kaiser 1930, 277).

Weises Angaben besagen m. E. 1. daß sich in Schlesien der Dialekt in bestimmter Weise auch in der gesprochenen Sprache der Oberschicht bemerkbar macht; 2. daß es in Schlesien eine textgebundene Lesesprache gibt, die sich von der Alltagssprache der Oberschicht deutlich unterscheidet, und 3. daß neben schichtspezifischen Sprachunterschieden auch gewisse gruppengebundene und individuelle Sprachgewohnheiten bestehen.

Was sich in bezug auf die Sprachschichtung in Schlesien anhand der Gegebenheiten und Aussagen bei Gryphius und Weise ablesen läßt, gilt auch für den deutschen Süden und Westen. So ist z. B. für Wien bezeugt, daß noch in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. Kaiserin Maria Theresia bei offiziellen Anlässen zwar eine dialektal gefärbte Hochsprache gebrauchte, im privaten und familiären Umgang aber Dialekt redete (Wiesinger 1995, 326). Erst die aufklärerische Fortschrittsgesinnung der Gebildeten führte dort um 1750 zur Aufnahme der damals von Gottsched auf Grund seiner poetologischen Autorität nun endgültig als Norm durchgesetzten omd. (meißnisch-osächs.) Form der Schriftsprache und veranlaßte die öst. Grammatiker, sich auch hinsichtlich der Ausspracheempfehlungen an den vorbildlichen osächs. Gepflogenheiten zu orientieren (Wiesinger 1993). In den schwäb. Städten sprach die Oberschicht das dialektabhängige Honoratiorenschwäb., und auch im wmd. Rheinland gebrauchte das Stadtpatriziat eine ähnliche dialektgefärbte Umgangssprache. Erst recht blieb man dem Dialekt, wenn teilweise auch mit gewissen Abstufungen, in der Schweiz verhaftet. So berichtet 1782 Christoph Meiners in seinen „Briefen über die Schweiz“:

Überhaupt haben die Vornehmern und Aufgeklärten in allen Cantonen, die sich entweder in Teutschland aufhielten oder doch mit Teutschen Umgang hatten oder viele teutsche Bücher lasen, eine bessere Aussprache und auch Sprache als der Gemeine Mann. Allein eben diese Personen bemühen sich nur nach unserer Art zu reden, wenn sie in unserer Gesellschaft sind: sie entziehen sich diesem Zwange und reden ihren vaterländischen Dialekt, wenn sie auch in Gesellschaft von Teutschen zu einem Landsmann sprechen (Trümpy 1955, 104).

Diese von Meiners konstatierte *bessere Aussprache* scheint nach verschiedenen zeitgenössischen Aussagen in der Funktion einer Hochsprache auch als Predigtsprache in Stadtkirchen üblich gewesen zu sein (Trümpy 1955, 22). Aber der Luzerner Pfarrer und erste Schweizer Dialektologe Franz Joseph

Stalder wollte in seinen „Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie“ von 1819 jedenfalls keinerlei schichtspezifische Sprachunterschiede bei seinen Landsleuten wahrnehmen, wenn er feststellt:

So stark sonst in den meisten Ländern deutscher Zunge die Mundart der Gebildeten von der Mundart des Volkes absticht, so waltet doch bei uns, dh. in den Städten sowohl als in den Dörfern, eine und dieselbe Sprache, nämlich die Volkssprache, sodaß zwischen der Sprechart des höchsten Staatsbeamten und geringsten Tagelöhners selten ein merklicher Unterschied verspüret wird (Socin 1888, 443).

Dessen ungeachtet gebrauchte auch die Schweiz in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. die nun als Norm geltende dt. Schriftsprache, sie blieb aber zunächst eine Schreib- und spezifisch schweizerisch gefärbte Lesesprache der Gebildeten. Deshalb bevorzugten viele Gebildete im Umgang mit Fremden auch das Frz.

Faßt man die sprachsoziologischen Aussagen dieser zeitgenössischen Zitatenauswahl zusammen, so wird deutlich, daß im hd. Sprachgebiet lediglich die größeren Städte im zentralgelegenen osächs. Raum ein Zusammengehen der dreifachen Sozialschichtung als Unter-, Mittel- und Oberschicht mit einer entsprechenden Sprachschichtung als Dialekt – Umgangssprache – Schrift- und Hochsprache erkennen lassen. Dagegen zeigen die westlichen und östlichen md. Randgebiete und das obd. Süddeutschland und Österreich die Schriftsprache bloß als Lesesprache, während weiteren, vom Dialekt der Unterschicht abweichenden, linguistisch aber ebenfalls als Dialektvarietäten einzustufenden Sprachformationen insbesondere der städtischen Oberschicht die höheren Funktionen von Umgangs- und Hochsprache zufallen. Dabei wird es sich vielfach um Fortsetzungen der älteren sogenannten „Herrensprache“ handeln. In der Schweiz scheint es zwar ebenfalls eine gehobenere Dialektvarietät zumindest bei Gebildeten im Umgang mit Fremden und in der Funktion einer Hochsprache als Predigtsprache gegeben zu haben, doch gilt ansonsten der Dialekt als Alltagssprache in allen Sozialschichten.

1.2.2. Der niederdeutsche Sprachraum

Anders als im hd. Bereich gestalteten sich die sprachsoziologischen Verhältnisse während des 17. und 18. Jhs. im nd. Sprachgebiet Norddeutschlands. Dort wurde nämlich auf Grund politischer, wirtschaftlicher und kultureller Wandlungen zunächst in den landesfürstlichen und dann in den städtischen

Kanzleien und von da aus schließlich auch im privaten Schriftverkehr die hd. Schriftsprache anstelle der angestammten mnd. Schriftsprache aufgegriffen, was nicht ohne Auswirkung auf den mündlichen Sprachgebrauch bleiben konnte. Sieht man von der allmählichen Verhochdeutschung des einst nd. Nordthüringens und unteren Saale-Mulde-Gebietes bereits seit etwa 1350 ab, dann vollzog sich dieser Übergang ungefähr in einer dreifach gestaffelten sachlichen, räumlichen und zeitlichen Abfolge etwa zwischen 1520 und 1700, wobei sachlich zuerst die Ablösung im auswärtigen, dann im inneren Kanzleibetrieb und schließlich im privaten Schreibgebrauch erfolgte. Einige Beispiele mögen diesen Prozeß jeweils unter Nennung des Beginns und der dreifach gestaffelten Enddaten veranschaulichen:

Goslar in Ostfalen 1527/1547/1568/1590, Münster in Westfalen 1530/1570/ca. 1600/1630, Bielefeld in Westfalen 1555/1565/ca. 1620/1660, Bremen in Niedersachsen 1541/1565/1642/1660, Ostfriesland 1570/1590/1655/1700, Flensburg in Schleswig 1567/1580/1640/1660, Lübeck in Holstein 1530/1560/1615/1650 und Rostock in Mecklenburg 1559/1567/1598/1640 (Gabrielsson 1983, 149).

Dabei wurde die hd. Schriftsprache im 16. Jh. im Osten und Norden in der omd.-obersächs. und in Westfalen in der wmd.-rip. Form Kölns aufgenommen, ehe sich ab der Mitte des 17. Jhs. die auch unter Beteiligung von Grammatikern und Sprachforschern aus dem nrd. Raum weiterentwickelte omd. Form allgemein durchsetzte (vgl. auch Art. 162 und 187).

Diese sukzessive Aufnahme der hd. Schriftsprache hatte zur Folge, daß sich die sprachsoziologischen Verhältnisse zu wandeln begannen. So sank das Nd. allmählich auf das Dialektniveau ab, was sich terminologisch in der seit der zweiten Hälfte des 17. Jhs. auftretenden abwertenden Bezeichnung *Plattdeutsch* äußerte, während das Hd. nach und nach die Funktion der Hochsprache übernahm und damit eine Situation der Diglossie entstand. Mündlich wurde das Hd. zuerst in den Städten aufgegriffen, doch durchaus in sozial und situativ gestufter Weise. So kommt Heinrich Bunning (1935, 67) auf Grund des Studiums der Quellen für das Verhalten der höheren Schichten in Bremen zu folgendem Ergebnis:

„Wenn auch (im 17. Jh.) das Hochdeutsche die Schriftsprache der oberen Kreise wurde, so blieb doch die niederdeutsche Mundart die Umgangsspra-

che des täglichen Lebens auch der feineren Schichten, deren Männer wohl durch ihre Beziehungen und durch ihre Erziehung der hochdeutschen Sprache sich viel eher zuwandten als deren Frauen, die an dieser hochdeutschen Bildung nicht teilhatten, und somit auch als deren Kinder. Erst im 18. Jh. errang die hochdeutsche Sprache ihre Herrschaft im Umgang der gebildeten Kreise, ohne aber in ihnen das Niederdeutsche zu verdrängen.“

Dazu paßt, was 1782 das Leipziger „Deutsche Museum“ über die städtische Verwendung des Nd. schreibt:

Indessen muß ich von dem Plattdeutschen noch dieses bemerken, daß es hier und da freilich von manchen Personen, auch des mittleren Bürgerstandes, im vertrauten Umgange gebraucht werde [...] Ja, selbst Vornehmere sprechen das Plattdeutsche an manchen Orten in ihrem häuslichen Umgange, und vorzüglich, wenn sie mit geringern Leuten, welche diese Mundart am meisten gewont sind, zu thun haben. Andere sprechen es überaus selten oder gar nicht (Steiger 1919, 89).

Und noch 1796 heißt es in der Jenaer „Allgemeinen Literaturzeitung“, daß in einigen Städten, z. B. in Hamburg, die Kinder der vornehmen früher *plattdeutsch* als *hochdeutsch* lernen (Steiger 1919, 90).

Dagegen hielten die unteren städtischen Sozialschichten bis in die zweite Hälfte des 18. Jhs. am Nd. als Alltagssprache fest, wenn sie auch vor allem durch die Kirche und Schule das Hd. als Predigt-, Gebets- und Lesesprache beherrschten, denn beide waren bereits spätestens in der 2. Hälfte des 17. Jhs. zum Hd. übergegangen. So waren auch die letzte nd. Bibel 1621 in Goslar, die letzten nd. Gebetsbücher 1654 in Lüneburg, 1657 in Emden und 1686 in Münster sowie der letzte nd. Katechismus 1679 in Hamburg gedruckt worden. Es ergibt sich daher kein Widerspruch, wenn einerseits Johann Micraelius schon 1639 in seiner „Beschreibung des Pommer-Landes“ beklagt:

Wir andern Sachsenleute haben nun auch eine Zeitlang an vnser Muttersprache einen solchen Eckel gehabt, das vnser Kinder nicht ein Vater Vnser, wo nicht in Hochteutscher Sprache beten, vnd wir keine Pommerische Predigt fast mehr in gantz Pommern hören mögen, weil es alles muß Hochteutsch gebetet, geprediget, gesungen, geschrieben, geredet und verabschiedet werden (Lindow 1926, 16),

wenn aber andererseits die Berliner „Allgemeine deutsche Bibliothek“ noch 1778 feststellt, daß

das nunmehr so genannte Plattdeutsche durch das Hochdeutsche verdrängt worden ist [...] und allein die Sprache des gemeinen Mannes

sei und 1772 dazu ausführlicher schreibt:

In jeder kleinen Stadt und in jedem Flecken vermischt sich das platdeutsche auch unter den niedrigsten Leuten immer zusehens mehr mit dem hochdeutschen (Steiger 1919, 87, 89).

Eine solche Vermischung von Nd. und Hd. trat vor allem seit dem Anfang des 18. Jhs. in den unteren städtischen Schichten als Bemühen um das Hd. als Sprechsprache auf, wobei es zu zahlreichen Fehlern in Form von Dialektsubstraten und Hyperkorrektismen kam. Als zeitgenössische Bezeichnungen waren dafür *Niederhochdeutsch* oder *Missingsch* gebräuchlich. Während die erstere Bezeichnung den Mischcharakter und die niedere Qualität ausdrückte, wies die letztere mit der Bedeutung 'meißnisch' auf das erstrebte Vorbild hin, wurde aber bald volksetymologisch zu 'messingisch' umgedeutet, um aus der Sicht der höheren Sozialschichten die blecherne Wertlosigkeit und Geringschätzung einer solchen Sprechweise zu verspotten. Nach dem Zeugnis des Leipziger „Deutschen Museums“ von 1782 war sie in der 2. Hälfte des 18. Jhs. bereits weit verbreitet:

Denn nicht blos in dem ganzen niedersächsischen und westphälischen Kreise, sondern auch in einem Theile des obersächsischen, als in der Mark und in Pommern [...] und in Preußen [...] herrschet sie nun. Ihr wahres Merkmal ist dieses: Wenn das Patois der Provinz, das heißt, besonders die Sprache des gemeinen Mannes, plattdeutsch ist, so ist auch die niederhochdeutsche Mundart in derselben befindlich (Steiger 1919, 88).

Diese Zwischenschicht wurde aber noch nicht als alltägliche Umgangssprache unter Angehörigen der unteren Sozialschichten gebraucht, die als Alltagssprache weiterhin am Nd. festhielten, sondern nur im Gespräch mit Angehörigen höherer Gesellschaftskreise und damit in eingeschränkter Funktion. Da sich eine solche Sprechweise oftmals mit kleinbürgerlichem Bildungshochmut verband und komisch wirkte, wurde sie auch zu parodistischen Zwecken literarisch genutzt und erstmals 1779 von Johann Gottwerth Müller (Müller von Itzehoe) in seinem Roman „Siegfried von Lindenberg“ verwendet.

Was die Sprachverhältnisse bei der ländlich-bäuerlichen Bevölkerung betrifft, so wurde bereits aus den genannten Zeugnissen der Gebrauch des nd. Dialekts als Alltagssprache deutlich. Wenn aber auch von der Verwendung des Hd. die Rede ist, so handelt es sich dabei größtenteils bloß um das Verstehen auf Grund seines Gebrauchs in der Kir-

che als Gebets- und Predigtsprache. Dies verdeutlicht folgende Stelle aus der Berliner „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ von 1765:

Der Meißnische, auf der Kanzel übliche Dialekt ist in verschiedenen Gegenden, z. B. in Westphalen und Niedersachsen, für den Landmann, der ihn außer der Predigtstunde nicht kennt, unverständlich (Steiger 1919, 88).

Daß diese beschränkte Verwendung des Hd. im 18. Jh. in bestimmten Situationen, nämlich im Gespräch mit Angehörigen höherer Sozialschichten, zum Missingsch führt, bestätigt nicht nur die zitierte Verbreitungsangabe von 1782, sondern gerade im Hinblick auf eine gehobenere, höflichere Verhaltensweise schon 1704 Bernhard Raupach in seiner Verteidigungsschrift „Exercitatio Academica de Linguae Saxoniae Inferioris Neglectu atque Contemptu injusto, Von unbilliger Verachtung der PlatTeutschen Sprache“, wo es von der „meißnischen Sprache“ heißt:

„selbige werde so gemein, daß, wenn ein Pflugknecht höflich tun wolle und ein Bauer sich den Schnabel begossen habe, so müsse er meißnisch reden“ (Socin 1888, 312).

Zusammenfassend ergibt sich, daß in Norddeutschland die Aufnahme der hd. Schriftsprache anstelle der angestammten mnd. bei Weiterbestehen der nd. Dialekte seit dem 17. Jh. allmählich zu einer Situation der Diglossie mit soziologisch und situativ getrennten Funktionen führte. Wurde das Hd. in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. ausschließliche Schreib- und Lesesprache in Verwaltung und Schule und Gebets- und Predigtsprache in der Kirche, so griffen es als mündliche Hochsprache zunächst nur die höheren Gesellschaftsschichten in den Städten auf, ohne aber im familiären Bereich auf den nd. Dialekt zu verzichten. Im 18. Jh. bemühten sich dann auch die unteren Bürgerschichten um das Hd., was jedoch nur fehlerhaft gelang und zur Mischsprache des Missingsch führte. Es besaß aber nicht die Funktion einer alltäglichen Umgangssprache, als welche unter sozial Gleichstehenden weiterhin der nd. Dialekt gebräuchlich war, sondern wurde nur im Gespräch mit sozial höher Gestellten gesprochen. Auf dem Land bewahrte der nd. Dialekt durchwegs seine Funktion als Alltagssprache, wenn auch besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jhs., bedingt durch die hd. sprechende Kirche und Schule, das Missingsch für den Kontakt mit Angehörigen höherer Sozialschichten aufkam. Erst in der

zweiten Hälfte des 18. Jhs. begann sich besonders in den Städten der an das Osächs. anschließenden südöstlichen nd. Gebiete das Hd. auf nd. Substrat in breiterem Umfang bei größeren Bevölkerungskreisen als Alltagssprache durchzusetzen. Karl Philipp Moritz bezeichnet sie für Berlin 1781 erstmals als „Umgangssprache“ und hebt sie in einem dreigliedrigen Modell vom nd. Dialekt und von der hd. Schrift- und Hochsprache ab (Schmidt 1995, 69f.).

1.2.3. Sonder- und Fachsprachen

Wie zu allen Zeiten gab es auch im 17. und 18. Jh. an Stände und Berufe gebundene Sonder- und Fachsprachen, doch sollen hier im Rahmen der sprachsoziologischen Verhältnisse nur jene hervorgehoben werden, die für den behandelten Zeitraum besonders charakteristisch sind: das Verhalten vor allem des Adels gegenüber dem Frz. und die Standesprachen der Soldaten und Studenten.

Da die zweite Hälfte des 17. und die erste Hälfte des 18. Jhs. das Zeitalter des Absolutismus und der höfischen Barockkultur bildeten, kam im partikularistischen Deutschland dem Adel der vielen großen und kleinen Residenzen auch in sprachlicher Hinsicht besondere Bedeutung zu. Er war nämlich nicht nur, wie es nach der bisherigen Darstellung den Eindruck erweckt, der Stand mit dem vorbildlichsten Dt., sondern zugleich auch der Hauptträger des Frz. Mangels eines deutschen Kulturzentrums wirkten der zentralistische Pariser Hof und die frz. Kultur schon in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. vorbildlich und konnten sich dann in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. die deutschen Fürsten der besonderen Faszination des glänzenden Hofwesens des mehr als ein halbes Jahrhundert herrschenden Sonnenkönigs Ludwigs XIV. (1661–1715) nicht entziehen. War das Frz. schon im 16. Jh., bedingt durch den auf Grund seiner burg.-span. Herkunft zunächst nur frz. sprechenden Kaiser Karl V. die Diplomatensprache geworden, so nahm sein Gebrauch beim Adel seit dem Beginn des 17. Jhs. mit dem Alamode-Wesen als modischer Nachahmung frz. Sitten stark zu. Im frühen 18. Jh. kam dann auch das gehobene Bürgertum der Städte besonders in Württemberg, der Pfalz, in Hessen und Brandenburg auf Grund der zwischen 1685 und 1720 erfolgten Einwanderung der protestantischen Hugenotten – in Berlin waren es etwa 6000 frz. Emigranten – und deren Tätigkeit als Manufakturisten und Kaufleute in engere Be-

rührung mit dem Frz. So versteht es sich, daß bei den Gebildeten die frz. Literatur stärker gefragt war und mehr gelesen wurde als die dt. Der letzte fürstliche Vertreter dieser sprachlichen und kulturell-geistigen Frankophilie war Friedrich II. der Große (1740–86), der das Deutsche verachtete und das Frz. zur preußischen Hofsprache in Berlin und Potsdam machte, so daß Voltaire 1750 aus Potsdam schreiben konnte: *Je me trouve ici en France. On ne parle que notre langue. L'allemand est pour les soldats et pour les chevaux* (Bach 1970, 313). Zwar wurden der frz. Spracheinfluß und der Fremdwörtergebrauch besonders von den Sprachgesellschaften und ihren Mitgliedern heftig bekämpft, doch hielt sich trotzdem eine Reihe von Entlehnungen sowohl in der Schriftsprache als auch in den Dialekten.

Gegenüber dem gehobenen Stand des Adels mit seiner Vorliebe für das Frz. rekrutierte sich der Soldatenstand aus den unteren Sozialschichten. Waren die Landsknechte durch ihr vagabundierendes Leben schon um die Wende vom 16. zum 17. Jh. zu einer Landplage geworden, so überzogen dann die kriegführenden Soldatenhorden im Dreißigjährigen Krieg (1618–48) plündernd, verwüstend und brandschatzend das ganze Reich. Die Soldatensprache mit ihrem teils ständisch-unterschichtigen und teils technisch-fachlichen Wortschatz erlebte daher damals eine besonders große Entfaltung und fand in die zeitgenössische sittenschildernde Literatur besonders eines Grimmelshausen und Moscherosch Eingang.

Eine weitere im 17. und 18. Jh. besonders hervortretende Standesgruppe bildeten die Studenten vor allem der md. protestantischen Universitäten Jena, Halle, Wittenberg und Gießen. Sie entwickelten auf Grund ihres institutionalisierten, stark vom Brauchtum geprägten Gemeinschaftslebens eine reich differenzierte Standessprache, die sowohl vom Griech. und Lat. als den Hochschulsprachen beeinflußt wurde als auch wegen des Kontakts der Fahrenden Schüler der Reformationszeit mit dem erwerbsmäßigen Bettler- und Verbrechertum Einflüsse des Rotw. aufwies. Die Studentensprache gelangte mit Zachariäs Epos „Der Renommist“ von 1744 nicht nur in die zeitgenössische Literatur, sondern die aus der Studentenschaft hervorgegangenen Literaten des 18. Jhs. bereicherten damit überhaupt die Schriftsprache.

2. Das 19. und 20. Jahrhundert

2.1. Allgemeines, Forschungsstand, Quellen

Bedingt durch eine Reihe sozialer Veränderungen erfahren die drei wesentlichen Schichten gesprochener Sprache Dialekt – Umgangssprache – Hochsprache seit dem 19. Jh. einerseits Differenzierungen, so daß mit der Annäherung an die Gegenwart die Zahl der Varietäten zunimmt, und erfolgen andererseits Umverteilungen mit deutlicher Zunahme des Gebrauches der Umgangssprache auf Kosten des Dialekts. Ebenso vermehren sich Kenntnis und Verwendung der Hochsprache, die mit zunehmender Verbreitung im 20. Jh. zur Standardsprache wird und deren 1898 kodifizierte Aussprachenorm den Charakter einer Hochlautung gewinnt. Ferner bringt vor allem die im 19. Jh. einsetzende Industrialisierung eine Reihe technischer Fachsprachen mit sich, die sich wegen der immer stärker werdenden Technisierung der Umwelt auch in Wörtern und Wendungen der Alltagssprache deutlich niederschlagen.

Es sei nicht geleugnet, daß die um 1820 einsetzende kritische Sprachwissenschaft, in deren Gefolge sich auch die Dialektologie als eine geographisch und soziologisch ausgerichtete Teildisziplin entwickelt, wesentlich zur deutlicheren Erkenntnis der sprachsoziologischen Verhältnisse beiträgt, während die sprachwissenschaftlich-sprachpflegerischen Bestrebungen des 18. Jhs. in erster Linie auf die Durchsetzung einer einheitlichen Schrift- und Hochsprache ausgerichtet waren. Obwohl, wie sich aus sprachhistorischen und sprachgeographischen Erkenntnissen ergibt, die im 19. Jh. anzutreffenden sprachsoziologischen Differenzierungen in Vorstufen schon ins 18. Jh., ja teilweise auch noch weiter zurückreichen, steht jedoch außer Zweifel, daß die sozialen Umwälzungen des 19. Jhs. erst zur Entfaltung der älteren Ansätze führen und damit auch eine neue sprachsoziologische Situation schaffen.

Mit der Dialektologie als neuer sprachwissenschaftlicher Teildisziplin ändern sich gegenüber dem 17. und 18. Jh. auch die Zeugnisse über die herrschenden sprachsoziologischen Differenzierungen. Zwar werden nun unmittelbare Beobachtungen der Sprachverhältnisse angestellt und Differenzierungen in Form von schicht-, gruppen- und berufsbedingten, generations- und geschlechtsspezifischen sowie situationsabhängigen Eigenschaften allmählich erkannt, doch konzentriert sich die Sprachbeschreibung bis in den

Anfang des 20. Jhs. bloß auf den Dialekt, weil man aus der waltenden sprachhistorischen Sicht seine Entwicklungskontinuitäten seit ältester Zeit erkennt und positiv bewertet. Deshalb wird man als weitere Zeugnisse für den Sprachgebrauch bzw. vor allem für die Formationen der Umgangssprache im 19. Jh. auch Hinweise besonders in Schulgrammatiken, Lehrerzeitschriften und Schulschriften, in Landes- und Reisebeschreibungen, in Autobiographien und in der realistisch angelegten Literatur heranziehen müssen, wie es überhaupt teilweise auch umgangssprachliche Texte gibt (z. B. Grosse 1989). Dagegen besitzen die von Socin (1888) für das 19. Jh. gesammelten Ansichten über den Wert des Dialekts und ihr Verhältnis zur Schriftsprache als Äußerungen von Sprachwissenschaftlern, Pädagogen und Dialektliteraten zwar sprachpflegerischen, aber nicht sprachsoziologischen Quellenwert. Im Gegensatz zur Behandlung des 17. und 18. Jhs. berücksichtigen die vorliegenden Sprachgeschichten im allgemeinen nun die sprachsoziologischen Entwicklungen wesentlich stärker, so daß sich entsprechende Angaben nicht nur bei Schildt (1976, 1983), allerdings wieder in einseitiger, marxistisch-leninistischer Ausrichtung, sondern auch bei Bach (1970) und Eggers (1973, 1977) finden. Dagegen versteht Langen (1957) auch die Sprachgeschichte des 19. und 20. Jhs. in erster Linie als Geschichte der Literatursprache.

Mit der Ausbildung einer germanistischen Sprachwissenschaft und Dialektologie entwickelt sich auch eine wissenschaftliche Terminologie, die allerdings nicht konstant ist, sondern sich mit den wechselnden theoretischen Standpunkten ebenfalls verändert und in Grundzügen etwa folgendermaßen aussieht: Mit *Dialekt* wird nun *Mundart* synonym und bis um 1970 die vorherrschende Bezeichnung, die etwa zwischen 1930 und 1950 auch mit *Volkssprache* wechselt. An die Stelle von ursprünglichem *Mundart* im Sinne der landschaftlich gefärbten Realisierung der Schriftsprache tritt nun die Bezeichnung *Umgangssprache*, die allerdings zu einem sehr unterschiedlich gebrauchten, schillernden Begriff wird, wobei das am Ende des 19. Jhs. einsetzende sprachwissenschaftliche Verständnis als Existenzform zwischen Dialekt und Hochsprache besonders hervorzuheben ist (vgl. Bichel 1973). Für den zunehmend mündlichen Gebrauch der Schriftsprache bürgert sich um 1850 *Hochsprache* ein, das seit etwa 1970 von *Standardsprache* abgelöst wird.

Daneben hat die Wissenschaft besonders seit der vertieften Erforschung der gesprochenen Sprache und der Entwicklung einer Soziolinguistik seit den 1960er Jahren eine Menge weiterer, oftmals differenzierender Termini gebildet.

2.2. Die Sprachschichtung im 19. und 20. Jahrhundert nach ausgewählten Zeugnissen

2.2.1. Der hochdeutsche Sprachraum

Während sich die Verhältnisse im 19. und 20. Jh. auf Grund der unterschiedlichen Vorbedingungen im hd. Sprachraum anders gestalten als im nd., gibt es keine wesentlichen Unterschiede zu den sozialen Entwicklungen.

So waren das letzte Viertel des 18. und die ersten Jahrzehnte des 19. Jhs. überall durch zwei wesentliche Sozialveränderungen gekennzeichnet. Für die Bauern als ländliche Bevölkerung wurde im Gefolge der Aufklärung die grundherrschaftliche Abhängigkeit aufgehoben, was ihnen nicht nur Rechte und Freiheiten einräumte, sondern auch die Abwanderung vom Land in die Stadt ermöglichte. In den Städten aber begann allmählich die Industrialisierung, die Arbeitskräfte benötigte und als solche die abgewanderte Landbevölkerung aufnahm, aus der sich die zunächst rechtlose Arbeiterschaft als neue städtische Unterschicht bildete. Bereits um die Mitte des 19. Jhs. machte sich das städtische Bevölkerungswachstum deutlich bemerkbar, so daß die funktionslos gewordenen mittelalterlichen Stadtmauern vielfach geschleift wurden und sich die städtischen Wohn- und Industriearale auszudehnen begannen. Dieser Prozeß verstärkte sich dann besonders seit 1871 mit der Gründung des Deutschen Reiches. So entstanden damals die Großstädte, deren Zahl in Deutschland zwischen 1871 und 1910 von 8 auf 48 anwuchs und in denen 21% der Gesamtbevölkerung wohnten, so daß damals bereits jeder fünfte Deutsche ein Großstädter war. Diese wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen führten neben der Arbeiterschaft auch zum Anwachsen weiterer Dienstnehmergruppen in Form einer Vielzahl von Angestellten in Gewerbe und Verwaltung, die beide zusammen am Jahrhundertende 72% aller Erwerbstätigen ausmachten und die nach und nach Sozialrechte erhielten. Zur selben Zeit festigten sich auch Stellung und Bedeutung des städtischen Großbürgertums als Träger der kapitalistischen Wirtschaftsform, so daß es auf Grund von Tüchtigkeit, Einfluß und Bildung

auch zur kulturell führenden Schicht aufstieg. Schließlich verstärkten sich mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes seit der zweiten Hälfte des 19. Jhs. die freilich schon immer bestehenden Verkehrskontakte zwischen Land und Stadt und begann gegen das Jahrhundertende vor allem im Umkreis der Großstädte das Pendlerwesen vom Land in die Stadt, so daß die Männer in Industrie und Gewerbe arbeiteten, während die Frauen daheim eine kleine Landwirtschaft als Nebenerwerbsquelle weiterbetrieben.

Obwohl sich die kapitalistischen Produktionsverhältnisse in die erste Hälfte des 20. Jhs. fortsetzten, begannen die sozialen Veränderungen des 20. Jhs. erst um 1920 mit den politischen Umbrüchen im Gefolge des Ersten Weltkrieges (1914–18) und der Schaffung der republikanischen Staatsformen in Deutschland und Österreich. So trat die Bedeutung des Großbürgertums zurück und verhalfen die sozialdemokratischen Regierungen in Verbindung mit den Gewerkschaften den Arbeitern und Angestellten zu einer verstärkten Integration in die bestehenden Gesellschaftsverhältnisse. Die Möglichkeiten zum sozialen Aufstieg auf Grund verbesserter beruflicher Bildungsmöglichkeiten durch den Ausbau und erleichterten Zugang zu Schulen und damit die Dominanz neuer Mittelschichten entfalteten sich jedoch erst nach der nationalsozialistischen Ära und dem Zweiten Weltkrieg (1939–45) ab den 1950er Jahren unter verschiedenen gesellschaftspolitischen Systemen in West und Ost. Auch der starke Rückgang der traditionellen bäuerlich-handwerklichen Landbevölkerung und die breite Urbanisierung des Landes begannen erst um diese Zeit, wenn sich auch die Ansätze dazu besonders im Umland von Großstädten schon in der Vorkriegszeit bemerkbar machten.

Obwohl im 19. Jh. die Landbevölkerung – sie betrug 1890 in Deutschland noch 57% der Gesamtbevölkerung – größtenteils weiterhin aus Bauern und kleinen Handwerkern bestand und im hd. Sprachraum mit dem Dialekt ihr Alltagssprachliches Auslangen fand, bedingten die zunehmenden wirtschaftlichen Kontakte mit den nächstgelegenen Städten auch ein stärkeres sprachliches Stadt-Land-Gefälle mit der höheren Einschätzung der stadtsprachlichen Gegebenheiten und einer sich verstärkenden Aufnahme stadtsprachlicher Prestigeformen. Da die Männer vor allem durch Beruf und Militärdienst allgemein mehr herunkamen als die orts- und

hausgebundenen Frauen und die Jugend wieder mobiler war als die Alten, begannen sich auch geschlechts- und generationspezifische Sprachunterschiede abzuzeichnen. Schließlich brachte der im ausgehenden 18. Jh. überall intensivierter Pflichtschulunterricht nicht nur eine bessere Kenntnis der Schriftsprache mit sich, sondern wurde die Hochsprache, wenn auch in unterschiedlichen regionalen Ausprägungen, Unterrichtssprache, so daß ihre Verwendung bei der Landbevölkerung über die Kirche hinaus zunahm. Dies führte zu einem variablen Sprachgebrauch, so daß Friedrich Kauffmann in seiner Anleitung zur „Dialektforschung“ (1889, 388) auf Grund von Beobachtungen in Schwaben sagen konnte:

Man wird allgemein heutzutage die Erfahrung machen, daß selbst das kleinste, entlegenste Dorf verschiedenartige Sprechweisen beherbergt, die mehr oder minder voneinander sich abheben. Von der Verschiedenheit des Alters und Geschlechtes zunächst abgesehen, spricht der Handwerker meist anders als der Bauer, und auch dieser verfügt in der Regel über mehrere Sprachformen, die nach freier Wahl oder unbewußt gebräuchlich sind. Es muß von vornherein festgehalten werden, daß mit dem Gesellschaftskreis die Sprache wechselt. [...] Jeder Gesellschaftskreis [...] hat seine eigene Sprechweise.

Wer jedoch diesen variablen Sprachgebrauch hinsichtlich seiner Gebrauchsnormen als Ordnungsgefüge zu fassen und systematisch zu beschreiben versuchte, dem ergaben sich maximal drei bis vier unterschiedliche Sprachschichten mit charakteristischen sozialen und geographischen Bindungen. So stellte Johann Andreas Schmeller in seinen „Mundarten Bayerns“ (1821, 21) folgende drei Sprachschichten fest: *die gemeine ländliche Aussprache, die Aussprache der Bürgerklasse in Städten und die Aussprache der Gebildeten oder die provincielle Art und Weise, das Schriftdeutsche zu lesen*, was man in moderner Terminologie als Dialekt – Umgangssprache – Hochsprache bezeichnen kann (vgl. Wiesinger 1979). Und erläuternd fügte Schmeller vom Standpunkt des Sprachhistorikers im Hinblick auf die Beziehungen zwischen dem gegenwärtigen Sprachzustand und seinen älteren Vorstufen und damit zum Erscheinungsbild der einzelnen Sprachschichten hinzu:

Nur bey dem gemeinen Manne, besonders auf dem Lande, und wieder vorzugsweise in abgelegenen Wald- und Gebirgs-Gegenden haben sich die meisten der [...] Aussprache-Analogien rein und lebendig erhalten; in Märkten und Städten und bey den Gebil-

deten sind sie durch Vermengungen aller Art, besonders mit dem Schrifthochdeutschen immer mehr oder weniger vermischt worden. Es darf in diesem Sinne die Sprache der Bürger-Classe, obschon sich diese gerne etwas auf dieselbe herausnimmt, meistens für corrupter als die des Landvolkes erklärt werden. Die Aussprache der Gebildeten ist gewöhnlich ganz passiv nach dem Buchstaben der einmal zum Gesetz gewordenen Orthographie gemodelt, doch so, daß fast überall die Hauptfarben des Provincial-Dialektes durchschimmern.

Stärker differenzierte Schmellers oberöst. Zeitgenosse Matthias Höfer in seiner „Volksprache in Oesterreich vorzüglich ob der Ens“ (1800, 56):

Die Sprache an sich selbst betrachtet, richtet sich nach der Verschiedenheit des Standes. Gleichwie die Art, sich zu kleiden, nach dem Ausdrücke des Pöbels, dreyfach ist: 1) städterisch oder herrisch; 2) markisch, wie es unter gemeinen Bürgern in den Marktflecken üblich ist; und 3) bäurisch. Eben so verhält es sich auch mit der Art und Weise, im Reden sich auszudrücken.

Hier wird zwischen die Stadt und das Land im engeren Sinne und die entsprechende, auch im Volk verwurzelte, sozialabhängige Spracheinstufung als *herrisch* oder *bäurisch* noch die vermittelnde Sprache der Markttorte gestellt, was man, in moderner Terminologie ausgedrückt, als Differenzierung des Dialekts in ländlich-bäuerlichen Basisdialekt und stadtabhängigen Verkehrsdiialekt bewerten kann (vgl. Wiesinger 1980). Damit spiegeln sich die im 19. Jh. enger werdenden sozialen Beziehungen zwischen dem Land und der Stadt sprachlich als Einwirkungen der Stadtsprache auf den Landdialekt, was sich sprachsoziologisch in der Aufspaltung der Ortssprachen und sprachgeographisch in Form stadtsprachlicher Ausstrahlungen niederschlägt, die vor allem im Umkreis von Großstädten schon um 1880 deutlich greifbar sind (vgl. Debus 1962, 1963). Es ist daher nur allzu verständlich, daß sich bereits um 1840 Stimmen erhoben, die den Niedergang der Dialekte beklagten und ihr Aussterben befürchteten, so daß z. B. Johann Matthias Firmenich mit der systematischen Sammlung von Dialekttexten begann, die er 1847–67 als „Germaniens Völkerstimmen“ veröffentlichte. Ähnliche Befürchtungen griffen auch in der Schweiz um sich. Dort wurde zwar nach dem oben zitierten Zeugnis Stalders von 1819 weiterhin von allen Gesellschaftskreisen in allen Situationen Dialekt gesprochen, doch nahm vor allem durch die Schule die Kenntnis der Schrift- und Hochsprache derart zu,

daß patriotische und traditionsbewußte Bürger um den unverfälschten Weiterbestand der Dialekte zu bangen anfangen und deshalb 1845 die Sammlung von Wörtern und Wendungen für ein „Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache“ anregten (vgl. Haas 1981).

Auch in den Städten des hd. Sprachraumes verstärkten und verschoben sich allmählich die Unterschiede und Verteilungen der Sprachschichten. Die sich vor allem aus der zugewanderten Landbevölkerung rekrutierende Arbeiterschaft verblieb als soziale Unterschicht überall weiterhin beim Dialekt, wobei sich die mitgebrachten Dialektunterschiede rasch in dem unter Einfluß der höheren städtischen Sprachschichten stehenden Stadtdialekt einebneten. Je mehr aber die Arbeiterschaft als Unterschicht zunahm, desto stärker versuchten die mittleren Bürgerschichten vor allem der Gewerbetreibenden, der Kaufleute und Beamten und erst recht die Oberschicht des Großbürgertums und der Gebildeten sich sprachlich davon abzusetzen, indem sie die Umgangssprache bzw. teilweise auch die regional gefärbte Hochsprache als Alltagssprache aufgriffen. Dies geschah jedoch auf Grund der aus dem 18. Jh. fortwirkenden Vorbedingungen in regional unterschiedlichen Prozessen (vgl. Art. 148), wobei sich etwa folgendes Bild abzeichnet.

Im obd. Raum Süddeutschlands und Österreichs herrschten im allgemeinen die von Schmeller und Höfer beschriebenen und oben zitierten Verhältnisse, indem sich die mittleren und zunächst auch die höheren Bürgerschichten einer noch stark dialektverhafteten Umgangssprache bedienten, während die von der Schriftsprache abhängige Hochsprache, freilich ebenfalls mit der regional üblichen Lautgebung, Lesesprache war und sich als Alltagssprache auf die Gebildeten beschränkte und erst mit zunehmender Zeit auch in den höheren Bürgerkreisen aufgegriffen wurde. Dagegen setzte sich in der Schweiz die angebahnte Diglossiesituation mit auf Schule und Kirche beschränkter Schrift- und Hochsprache und mit Dialekt als allgemeiner Alltagssprache fort, doch so, daß die Kenntnis der Schrift- und Hochsprache nun breitere Kreise erfaßte und sich der Dialekt zu spalten begann, indem das Großbürgertum am traditionellen Stadtdialekt festhielt, während die neue Arbeiterschaft einen davon abweichenden, landschaftliche Unterschiede ausgleichenden Verkehrsdialekt sprach, wie 1890 Eduard Hoff-

mann in Basel beobachten konnte. Gegenüber Fremden bevorzugten die Gebildeten vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jhs. jedoch weiterhin das Frz. Eine der Schweiz ähnliche Diglossiesituation entwickelte sich auch im westlichen Mitteldeutschland und da vor allem im Rheinland, indem die mittleren Bürgerschichten wegen der starken Unterschiede zwischen Dialekt und Schriftsprache nicht vom Stadtdialekt abließen und sich die höheren Kreise einer stark dialektal ausgeprägten Umgangssprache bedienten. Anders gestalteten sich die omd. Verhältnisse, wo sich ja schon im 18. Jh. bei relativer Nähe von Dialekt und Schrift- und Hochsprache zumindest in den Großstädten eine schichtspezifische Sprachzuordnung entwickelt hatte. Sie führte nun beim Bürgertum zur Ablehnung des Dialekts als minderwertiger Sprachform der unterschichtigen Arbeiterschaft, so daß sich in den mittleren Bürgerschichten rasch eine schriftsprachenahne Umgangssprache durchsetzte, während die höheren Kreise ohnehin schon regionale Hochsprache gebrauchten. Mit Verzögerung erfaßte dieser Prozeß im letzten Viertel des 19. Jhs. auch die omd. Kleinstädte, so daß dort am Jahrhundertende die Umgangssprache des Bürgertums noch stärkere dialektale Anteile aufwies und sich die regionale Hochsprache auf die Gebildeten beschränkte, wie Julius Frank (1898, 5) für die nordthür. Kleinstadt Frankenhausen anlässlich der Untersuchung ihrer Mundart feststellte:

Die Mundart, welche heute nur noch von Leuten des Arbeiterstandes rein gesprochen wird, war früher die allgemeine Umgangssprache auch der besseren Stände. Ältere Leute dieser Bevölkerungsschicht sprechen heute noch vollständig reinen Dialekt, während von der jüngeren Generation teils durch den Einfluß der Schule, teils durch das Streben, hochdeutsch zu sprechen, der Dialekt nicht mehr ganz rein gesprochen wird. Das Verlangen, sich des Hochdeutschen zu bedienen, hat seinen guten Grund darin, daß die Mundart in Frankenhausen – wie in ganz Mitteldeutschland – die Grenze zwischen dem Vornehmen und dem Geringen bildet. Der Gebildete sieht mit Verachtung auf den Dialekt als das Kennzeichen des gemeinen Mannes und nimmt sich wohl in acht, mundartliche Worte, Wendungen oder Ausdrücke in seiner Umgangssprache zu gebrauchen.

Die erste Hälfte des 20. Jhs. setzt in Verbindung mit den fortschreitenden sozialen Wandlungen die regional jeweils unterschiedlichen Entwicklungstendenzen des 19. Jhs. fort. Sie gelangen dann mit neuen Veränderungen besonders seit den 1960er Jahren zum Durchbruch und erbringen die gegenwärtigen

Sprachverhältnisse (vgl. Wiesinger 1997 und die weiteren Beiträge in Stickel 1997). Für die erste Jahrhunderthälfte hervorzuheben sind folgende Ansätze. In der Schweiz erfolgt in den 1930er Jahren als geistige Landesverteidigung gegen den drohenden dt. Nationalsozialismus der Aufruf zu verstärktem Dialektgebrauch, der dann ab den 1960er Jahren zum vollen Durchbruch gelangt und die Schriftsprache auf die mediale Schriftlichkeit und ihre mündliche Verwendung auf sehr wenige Situationen und das in erster Linie bloß bei den gehobenen Sozialschichten besonders der Städte einschränkt. Im Obd. Süddeutschlands und Österreichs sowie im Wmd. des Rheinlandes bleiben zwar die Dialekte weiterhin lebendig, aber die Mittelschichten der Städte gehen zunehmend zur Umgangssprache über. In Ballungsregionen wie dem hess. Rhein-Main-Gebiet um Frankfurt greift sie allmählich auch die Unterschicht auf, so daß sie heute dort die Funktion der ursprünglichen Dialekte einnimmt. Solche Verdrängungsvorgänge des schon länger sozial degradierten Dialekts setzen auch im Omd. Sachsens und Thüringens ein, wo nun die städtische Unterschicht und zunehmend auch die jüngere Landbevölkerung zur Umgangssprache überzugehen beginnen, was heute zum vollen Durchbruch gelangt ist.

2.2.2. Der niederdeutsche Sprachraum

Im nd. Raum Norddeutschlands verstärkte sich im 19. Jh. die schon im 17. und 18. Jh. angebaute Diglossiesituation mit nd. Dialekt und hd. Schrift- und Hochsprache und nahm der Gebrauch des vermittelnden Missingsch als Umgangssprache zu, wobei jedoch gegendweise verschieden das Nd. immer stärker zugunsten des Hd., ja in einzelnen Städten bis zum völligen Verschwinden zurückwich. Am besten hielt sich der Dialekt weiterhin auf dem Land, wo er besonders bei den Bauern und Handwerkern und im Küstenbereich bei den Seeleuten, Schiffern und Fischern für die Aufgaben der Alltagskommunikation völlig ausreichte. Doch brachte neben der Kirche nun der intensivierte Schulunterricht vertiefte Kenntnisse der Schrift- und Hochsprache und führten die verstärkten Land-Stadt-Kontakte zum verstärkten Gebrauch des umgangssprachlichen Missingsch.

In den Städten setzte sich in den höheren Bürgerschichten das Hd. als Alltagssprache vielfach durch, während die mittleren Kreise zwar öffentlich auch meist hd. sprachen, aber

im familiären Bereich vielfach noch am nd. Dialekt festhielten. Auf jeden Fall blieb der Dialekt die Alltagssprache der alteingesessenen Kleinbürgerschicht, die dann im Gespräch mit höhergestellten Personen zum Missingsch griff. Dagegen wurde der Dialektgebrauch stark bedrängt durch die zugewanderte Arbeiterschaft, die, soweit sie aus der näheren Umgebung kam, sich noch dem Stadtdialekt anpassen konnte, sonst aber auf eine gegenüber dem Missingschen stärker der Schriftsprache verpflichtete hd. Umgangssprache auswich. Diese Verhältnisse gelten durchschnittlich bis in den Beginn des 20. Jhs. in den nördlichen Gebietsteilen und wurden z. B. von Julius Warnkross (1912, 5f.) für die an der Ostsee gelegene neuvorommersche Kleinstadt Wolgast folgendermaßen beschrieben:

Abgesehen von den Honoratioren der Stadt, den Beamten und den Fabrikarbeitern, die aus anderen Landesteilen eingewandert sind, spricht die ganze Bevölkerung mit Vorliebe ihren plattdeutschen Dialekt. Am reinsten ist die Mundart sicher in den alteingesessenen Schiffer-, Fischer- und Handwerkerfamilien überliefert [...] und noch gibt es in Wolgast viele Leute, die mit ihrem hochdeutschen Wortschatz nicht auskommen, wenn sie mit „vornehmen“ Leuten sprechen wollen, und die dann ein köstliches „Missingsch“ reden.

Zur selben Zeit machte 1918 Paul Beckmann in der Realschule der meckl. Großstadt Rostock eine Umfrage über den Gebrauch des Dialekts und konnte bei den hauptsächlich aus den Mittelstandskreisen der Kaufleute, der mittleren und niederen Beamten, der Handwerker und der bessergestellten Arbeiter entstammenden 293 Schülern feststellen, daß 89% geläufig plattdeutsch sprachen, weitere 10% es passiv verstanden und nur 1% ausschließlich auf das Hd. festgelegt war. In ihren Familien sprachen 38% vorwiegend plattdeutsch, 46% gelegentlich und 16% nur hd., so daß hier das Streben zum alltäglichen Gebrauch des Hd. auf Kosten des Plattdeutschen auch in den mittleren Schichten deutlich wird. Für Münster in Westfalen kommt Robert Peters (1995) auf Grund sprachgeschichtlicher Untersuchungen zum Ergebnis:

„Um die Wende vom 19. zum 20. Jh. ist der Sprachwechsel der städtischen Bevölkerung bereits weit fortgeschritten. Plattdeutsch wird noch von Teilen des mittleren Bürgertums und der Unterschicht bzw. deren älterer und mittlerer Generation gesprochen. Platt bleibt auch als Sprache der vom Land Zuziehenden in der Stadt präsent. Die Mundart ist aber bereits weitgehend aus den öffentlichen

Funktionen verdrängt, sie ist die Sprache der privaten Sphäre geworden“ (S. 162).

Sehr stark war der Dialektrückgang in den nfrk. und nd. Industriestädten des Ruhrgebietes zwischen Duisburg und Dortmund, wo sich auf Grund der massenhaften Zuwanderung von Arbeitern aus weiten, besonders nord- und ostdeutschen Gebieten, zum Teil auch poln. Muttersprache, seit etwa 1860 das sogenannte „Ruhr-“ oder „Kumpeldeutsch“ als eine hd. Umgangssprache auf nd. Grundlage bildete und als neue Sprache der Unterschicht allmählich die ursprüngliche Funktion des Dialekts übernahm. Gleichzeitig wurde dort das heimische Plattdeutsch mehr und mehr zu einer Sondersprache, die familiär und im Bekanntenkreis vor allem in den traditionellen eingessenen Kleinbürgerkreisen der kleinen Handwerker und Gewerbetreibenden, der Ruhrschiffer und -fischer und der Gärtner, teilweise aber auch noch in stark ortsgelassenen mittleren und höheren Kreisen gesprochen wurde. Der zweifellos früheste und stärkste Rückgang des nd. Dialekts erfolgte unter dem Einfluß Obersachsens und Berlins in den Städten des ofäl.-brandenb. Raumes zwischen Magdeburg/Elbe und Landsberg/Oder und ihrer ländlichen Umgebung, wobei genaue Untersuchungen nur für Magdeburg von Helmut Schönfeld (1982) und für Berlin (Schildt/Schmidt 1992) vorliegen. Schönfeld gelangt für Magdeburg zu folgendem Ergebnis:

„Verschiedene Faktoren bewirkten, daß die noch niederdeutsch sprechenden Schichten der Magdeburger im 19. Jh. die niederdeutsche Sprache ablegten, so die negative Einstellung zur niederdeutschen Mundart bei den herrschenden Schichten, das Wachstum der Stadt, die Zuwanderung größeren Umfangs, die umfangreiche Industrialisierung, der starke Handel und die Garnison. Das fast vollständige Aufgeben des Nd. zugunsten des Hd. erfolgte in Magdeburg um 1830. Nur bei einigen Berufsgruppen hielt sich das Nd. noch bis um 1900, nämlich bei den Schiffern und Fischern. Als die Stadtbewohner das Nd. ablegten, da übernahmen sie als gesprochene Sprache nicht unsere heutige Hochsprache. Die Magdeburger, die die gesprochene Form der für sie neuen hd. Sprache in Leipzig, Halle und Wittenberg erlernten, eigneten sich im großen und ganzen die dortige Umgangssprache an, die zahlreiche mundartliche Eigentümlichkeiten des Md. enthielt“ (S. 223f.).

Im Laufe des 20. Jhs. nahm, wie aus statistischen Untersuchungen hervorgeht, der aktive Gebrauch des Plattdeutschen bei allen Gesellschaftsschichten sowohl in den Städten als

auch auf dem Land zugunsten des Hd. weiter ab. Dabei setzten sich regional unterschiedliche Formen der Umgangssprache durch, so daß auf Grund der vermehrten und verbesserten Hochdeutschkenntnisse das Misingisch verschwand. Obwohl die um 1910/20 geborene Generation besonders auf dem Land noch vielfach das Plattdeutsche erlernte und es auch als Alltagssprache gebrauchte, wurde es von ihr nur mehr teilweise an die um 1930/40 geborene nächst jüngere Generation der Kinder weitergegeben. Damit bahnten sich schon in der ersten Jahrhunderthälfte jene Entwicklungen an, die heute zu starken Rückgängen an aktiver Beherrschung und Verwendung des Nd. führen. Betroffen davon sind vor allem die südlichen Gebiete mit im Vergleich zum Norden geringem Sozialprestige des Platts und da insbesondere das südliche und mittlere Brandenburg, wo die Berliner Umgangssprache das Platt fast ganz verdrängt hat.

2.2.3. Sonder- und Fachsprachen

Die sozialen und politischen Veränderungen, der Wandel der Interessen, der Ausbau der Wissenschaften, der Aufschwung der Technik und die Wandlungen der Produktions- und Wirtschaftsverhältnisse führten im 19. und 20. Jh. zur fortschreitenden Entstehung und Erweiterung neuer Sonder- und Fachsprachen. Soweit die Neuerungen Aufnahme in die Alltagswelt fanden, gingen die entsprechenden Wörter und Wendungen auch in die Schrift- und Umgangssprache und damit in den täglichen Sprachgebrauch ein. Aus der Vielfalt seien folgende Bereiche hervorgehoben: die Sprache der Politik besonders in bezug auf die Arbeiterbewegung; die Entstehung und das Wirken politischer Parteien und die Entwicklung und Praktizierung republikanisch-demokratischer Staatsformen unter bestimmten gesellschaftspolitischen Ideologien; die Sprache der Verwaltung; die Sprache des Bildungswesens; die Sprache des Sports besonders mit den Zweigen Turnen, Schwimmen, Boxen, Schifahren, Eislauf und den verschiedenen Arten des Ballspiels, vor allem Fußball und Tennis; die verschiedenen wissenschaftlichen Fachsprachen, von denen die Sprachen der Medizin, der Pharmazie und des Rechtswesens die stärkste Popularisierung erfahren haben; die Fülle technischer Fachsprachen insbesondere des Bauwesens, des Maschinenbaues, der chemischen, pharmazeutischen und elektrotechnischen Industrie, des Elektrizitätswesens, des Nachrich-

tenwesens mit Post, Telegraphie und Telefon, der elektronischen Datenverarbeitung sowie der Bereiche Photographie, Film und Rundfunk, die Fachsprache des Verkehrswesens mit Eisenbahn, Auto, Schifffahrt und Flugwesen; sowie die Fachsprache der Wirtschaft mit Industrie, Handel und Finanzwesen. Von den Gruppensprachen ist besonders die Sprache der Jugend von Einfluß auf die Alltagssprache.

Besonders hinzuweisen ist hier auf den Einfluß des Engl. Er machte sich im 19. und 20. Jh. vor allem in der Politik, im Eisenbahnwesen und im Sport (Boxen, Tennis, Fußball) bemerkbar, wobei die entsprechenden Neuerungen zwar aus England, zum Teil jedoch über Frankreich und dann in (halb-)frz. Aussprache, übernommen wurden. Im Hinblick auf die sprachsoziologischen Verhältnisse ist aufschlußreich, daß vor allem die jüngeren Fachausdrücke und die engl. Entlehnungen des 20. Jhs. im allgemeinen auf die Schrift- und Umgangssprache beschränkt bleiben und wenn sie in den Dialekt gelangen, die umgangssprachliche Lautung beibehalten. Lediglich in der Schweiz erfolgt wegen des allgemeinen Dialektgebrauchs auch eine weitestgehende lautliche und morphologische Integrierung des Fach- und Lehnwortschatzes.

3. Literatur (in Auswahl)

- Bach, Adolf, Geschichte der deutschen Sprache. 9. Aufl. Heidelberg 1970.
- Beckmann, Paul, Der Lautstand der Rostocker Mundart auf historischer Grundlage. Diss. (masch.), Rostock 1927.
- Bichel, Ulf, Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung. Tübingen 1973. (Hermaea NF 32).
- Blackall, Eric A., Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775. Stuttgart 1966.
- Bunning, Heinrich, Studien zur Geschichte der Bremischen Mundart (seit dem Untergang der mittelniederdeutschen Schriftsprache). In: NdJb 60/61, 1935, 63–147.
- Carstensen, Broder, Englische Einflüsse auf die deutsche Sprache nach 1945. Heidelberg 1965.
- Cherubim, Dieter, Zur bürgerlichen Sprache des 19. Jhs. Historisch-pragmatische Skizze. In: WW 33, 1983, 398–422.
- Ders., Mattheier, Klaus J. (Hrsg.), Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jh. Berlin 1989.
- Debus, Friedhelm, Zwischen Mundart und Hochsprache. Ein Beitrag zur Stadtsprache – Stadtmundart und Umgangssprache. In: ZMF 29, 1962, 1–43.
- Ders., Stadtsprachliche Ausstrahlung und Sprachbewegung gegen Ende des 19. Jhs. Dargestellt am mittleren Rhein- und unteren Maingebiet nach Karten des Deutschen Sprachatlas. In: Jahrbuch 1963 des Marburger Universitätsbundes. Hrsg. v. Ludwig Erich Schmitt. Marburg 1963, 17–68.
- Dieckmann, Walter, Sprache in der Politik. 2. Aufl. Heidelberg 1975.
- Eggers, Hans, Deutsche Sprache der Gegenwart im Wandel der Gesellschaft. In: Spr. d. Geg. 5, 1969, 9–29.
- Ders., Deutsche Sprache im 20. Jh. München 1973. (Serie Piper 61).
- Ders., Deutsche Sprachgeschichte IV: Das Neuhochdeutsche. Reinbek bei Hamburg 1977. (rde 375).
- Eichler, Ingrid/Gunter Bergmann, Zum meißnischen Deutsch. Die Beurteilung des Obersächsischen vom 16. bis zum 19. Jh. In: PBB (H) 89, 1967, 1–57.
- Frank, Julius, Die Frankenhäuser Mundart. Diss. Halle a. S. 1898.
- Gabrielsson, Artur, Die Verdrängung der mittelniederdeutschen durch die neuhochdeutsche Schriftsprache. In: Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Hrsg. v. Gerhard Cordes/Dieter Möhn. Berlin 1983, 119–153.
- Gernentz, Hans Joachim, Niederdeutsch – gestern und heute. Beiträge zur Sprachsituation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik in Geschichte und Gegenwart. 2. Aufl. Rostock 1980.
- Gessinger, Joachim, Sprache und Bürgertum. Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen im Deutschland des 18. Jhs. Stuttgart 1980.
- Grosse, Siegfried, Arbeitersprache im Ruhrgebiet. In: Wimmer 1991, 202–222.
- Ders./Martin Grimberg/Thomas Hölscher/Jörg Karweick, Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung. Bonn 1989.
- Haas, Walter, Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Frauenfeld 1981.
- Henne, Helmut, Hochsprache und Mundart im schlesischen Barock. Studien zum literarischen Wortschatz in der ersten Hälfte des 18. Jhs. Köln/Graz 1966. (MdF 44).
- Ders., Das Problem des Meißnischen Deutsch oder „Was ist Hochdeutsch“ im 18. Jh. In: ZMF 35, 1968, 109–129.
- Ders., Deutsche Lexikographie und Sprachnorm im 17. und 18. Jh. In: Wortgeographie und Gesellschaft. Hrsg. v. Walther Mitzka. Berlin 1968 a, 80–114.

- Ders., Probleme einer historischen Gesprächsanalyse. Zur Rekonstruktion gesprochener Sprache im 18. Jh. In: Ansätze zu einer pragmatischen Sprachgeschichte. Hrsg. v. Horst Sitta. Tübingen 1980, 89–102.
- Ders., Jugend und ihre Sprache. Darstellung – Materialien – Kritik. Berlin 1986.
- Ders./Georg Objartel, Historische deutsche Studentensprache. Berlin o. J.
- Henzen, Walter, Schriftsprache und Mundarten. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen. 2. Aufl. Bern 1954. (BG 5).
- Herbert, Egon F., Die Burschensprache, Standessprache der deutschen Studenten. Linz 1991.
- Herrmann-Winter, Renate, Sprachen und Sprechen in Pommern. In: NdJb 118, 1995, 165–187.
- Höfer, Matthias, Die Volkssprache in Oesterreich vorzüglich ob der Ens, nach ihrer innerlichen Verfassung und Vergleichung mit anderen Sprachen. Wien 1800.
- Hoffmann, Eduard, Der mundartliche Vokalismus von Basel-Stadt in seinen Grundzügen dargestellt. Diss. Basel 1890.
- Horn, Paul, Die deutsche Soldatensprache. 2. Aufl. Gießen 1905.
- Jakob, Karlheinz, Maschine, Mentales Modell, Metapher. Studien zur Semantik und Geschichte der Techniksprache. Tübingen 1991. (RGL 123).
- Josten, Dirk, Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jhs. Sprachlandschaftliche Prioritäten, Sprachautoritäten, Sprachimmanente Argumentation. Bern und Frankfurt/M. 1976. (EH 1/152).
- Kaiser, Kåre, Mundart und Schriftsprache. Versuch einer Wesensbestimmung in der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched. Leipzig 1930. (Forum und Geist 18).
- Kauffmann, Friedrich, Dialektforschung. In: Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung. Hrsg. v. Alfred Kirchhoff. Stuttgart 1889, 380–432.
- Kettmann, Gerhard, Sprachverwendung und industrielle Revolution. Studien zu den Bedingungen umgangssprachlicher Entwicklung und zur Rolle der Umgangssprache in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. In: Studien zur deutschen Sprachgeschichte des 19. Jhs. Berlin (DDR) 1980, 1–120. (LStA 66/1).
- Kluge, Friedrich, Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895.
- Ders., Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. 6. Aufl. Heidelberg 1958.
- Kratz, Bernd, Deutsch-französischer Lehnwortaustausch. In: Wortgeographie und Gesellschaft. Hrsg. v. Walther Mitzka. Berlin 1968, 445–487.
- Langen, August, Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart. In: Deutsche Philologie im Aufriß. Hrsg. v. Wolfgang Stammer, 2. Aufl. Berlin 1957, 931–1396.
- Lasch, Agathe, Plattdeutsch. In: PBB 42, 1917, 134–156.
- Lerchner, Gotthard, Zum Verhältnis von Soziolektten zur Literatursprache in der sprachgeschichtlichen Entwicklung des 18. und 19. Jhs. In: Nerijs 1983, 31–40.
- Lindow, Max, Niederdeutsch als evangelische Kirchensprache im 16. und 17. Jh. Diss. Greifswald 1926.
- Linke, Angelika, Zum Sprachgebrauch des Bürgertums im 19. Jh. Überlegungen zur kultursemiotischen Funktion des Sprachverhaltens. In: Wimmer 1991, 250–281.
- Lowack, Alfred, Die Mundarten im hochdeutschen Drama bis gegen das Ende des 18. Jhs. Leipzig 1905. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte 7).
- Mackensen, Lutz, Sprache und Technik. Lüneburg 1954.
- Ders., Die deutsche Sprache unserer Zeit. Zur Sprachgeschichte des 20. Jhs. 2. Aufl. Heidelberg 1971.
- Mattheier, Klaus J., Sozialgeschichte und Sprachgeschichte in Köln. Überlegungen zur historischen Sprachsoziologie. In: RVj. 46, 1982, 226–253.
- Maußer, Otto, Deutsche Soldatensprache. Straßburg 1917. (Trübners Bibliothek 9).
- Mihm, Arend (Hrsg.), Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Stuttgart 1985. (ZDL, Beihefte NF 50).
- Möhn, Dieter, Deutsche Stadt und niederdeutsche Sprache. In: NdJb 96, 1973, 111–126.
- Ders., Niederdeutsches Sprachleben in Hamburg während der letzten hundert Jahre. In: Quickborn 68, 1978, 2–15.
- Ders., Geschichte der neuniederdeutschen Mundarten. In: Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Hrsg. v. Gerhard Cordes und Dieter Möhn. Berlin 1983, 154–181.
- Nerijs, Dieter, Untersuchungen zur Herausbildung einer nationalen Norm der deutschen Literatursprache im 18. Jh. Halle (Saale) 1967.
- Ders. (Hrsg.), Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jh. Berlin (DDR) 1983. (Linguistische Arbeitsberichte A 111).
- Neumann, Friedrich, Geschichte des neuhochdeutschen Reimes von Opitz bis Wieland. Studien zur Lautgeschichte der neuhochdeutschen Gemeinsprache. Berlin 1920.
- Peters, Robert, „De Spraoke kümp ganz in Verfall“. Bemerkungen zur Sprachgeschichte Münsters. In: NdJb 118, 1995, 141–164.

- Polenz, Peter von, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. 2 Bde. Berlin 1991–94.
- Pörksen, Uwe, Deutsche Naturwissenschaften. Historische und kritische Studien. Tübingen 1986.
- Rein, Kurt, Religiöse Minderheiten als Sprachgemeinschaftsmodelle. Deutsche Sprachinseln täuferischen Ursprungs in den Vereinigten Staaten von Amerika. Wiesbaden 1977. (ZDL, Beihefte NF 15).
- Reynaud, L., Histoire générale de l'influence française en Allemagne. Paris 1914.
- Roessler, Paul, Entwicklungstendenzen der österreichischen Rechtssprache seit dem ausgehenden 18. Jh. Eine syntaktische, stilistische und lexikalische Untersuchung von Studiengesetzen und -verordnungen. Frankfurt/M. [u. a.] 1994. (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 16).
- Rupp, Heinz, Tendenzen, Formen und Strukturen der deutschen Standardsprache in der Schweiz. In: Nerius 1983, 214–226.
- Scheel, Käthe, Hamburger Missingsch. In: Festgabe für Ulrich Pretzel zum 65. Geburtstag dargebracht von Freunden und Schülern. Hrsg. v. Werner Simon u. a. Berlin 1963, 381–389.
- Schildt, Joachim, Abriß der Geschichte der deutschen Sprache. Berlin (DDR) 1976. 3. Aufl. Berlin 1984.
- Ders. u. a. (Hrsg.), Die Auswirkungen der industriellen Revolution auf die deutsche Sprachentwicklung im 19. Jh. Berlin (DDR) 1981. (Baust. 60).
- Ders. u. a. (Hrsg.), Kleine Enzyklopädie – Deutsche Sprache. Leipzig 1983.
- Ders., Entwicklungstendenzen in der Funktionsweise der deutschen Sprache der Gegenwart und ihre Ursachen. In: Nerius 1983, 61–77.
- Ders., Sprache und Sozialgeschichte. Aspekte ihrer Wechselwirkung im 19. Jh. In: Cherubim/Mattheier 1989, 31–41.
- Ders./Schmidt, Hartmut (Hrsg.), Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. Berlin 1986. 2. Aufl. Berlin 1992.
- Schmeller, Johann Andreas, Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. München 1821.
- Schmidt, Hartmut, Karl Philipp Moritz über Sprache, Hochdeutsch, Berliner Umgangssprache und märkischen Dialekt. In: Karl Philipp Moritz und das 18. Jh. Bestandsaufnahme – Korrekturen – Neuansätze. Hrsg. v. Martin Fontius und Anneliese Klingenberg. Tübingen 1995, 61–73.
- Schönfeld, Helmut, Die Veränderung in der Sprache und im sprachlichen Verhalten der werktätigen Klassen und Schichten der Magdeburger Börde und der Stadt Magdeburg unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen bis 1917/18. In: Bauer und Landarbeiter im Kapitalismus in der Magdeburger Börde. Tl. II. Hrsg. v. Hans-Jürgen Rach und Bernhard Weissel. Berlin (DDR) 1982, 215–264. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte 66/3).
- Ders., Veränderungen in der Sprache und im sprachlichen Verhalten der Dorfbevölkerung seit Beginn des 20. Jhs. In: Das Leben der Werkstätigen in der Magdeburger Börde. Studien zum dörflichen Alltag vom Beginn des 20. Jhs. bis zum Anfang der 60er Jahre. Hrsg. v. Hans-Jürgen Rach [u. a.]. Berlin (DDR) 1987, 185–221.
- Ders., Prozesse bei der Herausbildung regionaler Umgangssprachen im 19. und 20. Jh. (am Beispiel der berlinisch-brandenburgischen Umgangssprache). In: Umgangssprachen und Dialekte in der DDR. Hrsg. v. Wolfgang Lösch. Jena 1986, 162–175.
- Ders., Die niederdeutsche Sprache in den Ländern Sachsen-Anhalt und Brandenburg. In: NdJb 114, 1991, 175–201.
- Schulte-Kemminghausen, Karl, Mundart und Hochsprache in Norddeutschland. Neumünster 1939.
- Schwarzenbach, Rudolf, Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz. Studien zum Sprachgebrauch der Gegenwart. Frauenfeld 1969. (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung 17).
- Socin, Adolf, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Heilbronn 1888. [Nachdruck: Hildesheim 1970].
- Sonderegger, Stefan, Die Entwicklung des Verhältnisses von Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. v. Werner Besch [u. a.]. Bd. 2. Berlin 1985, 1873–1939.
- Stanforth, Anthony W., Deutsch-englischer Lehnwortaustausch. In: Wortgeographie und Gesellschaft. Hrsg. v. Walther Mitzka. Berlin 1968, 526–560.
- Steiger, Emil, Mundart und Schriftsprache in der 2. Hälfte des 18. Jhs. nach gleichzeitigen Zeitschriften. Diss. Freiburg i. Br. 1919.
- Stickel, Gerhard (Hrsg.), Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin 1997. (JIdS 1996).
- Studien zur deutschen Sprachgeschichte des 19. Jhs. Naturwissenschaftliche und technische Fachlexik. Berlin (DDR) 1980. (LStA 66/III).
- Teuchert, Hermann, Missingsch. In: PBB (H) 82, Sonderbd., 1961, 245–261.
- Trümpy, Hans, Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jh. Basel 1955. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 36).
- Voge, Wilfried M., The Pronunciation of German in the 18th Century. Hamburg 1978. (Hamburger phonetische Beiträge 26).
- Wagner, Hildegard, Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Düsseldorf 1970. (Spr. d. Geg. 9).
- Warnkross, Julius, Die Lautlehre des Wolgaster Platt. Diss. Greifswald 1912.

Weithase, Irmgard, Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache. 2 Bde. Tübingen 1961.

Wiesinger, Peter, Johann Andreas Schmeller als Sprachsoziologe. In: Linguistic Method. Essays in Honor of Herbert Penzl. Hrsg. v. Irmengard Rauch/Gerald E. Carr. Den Haag 1979, 585–599.

Ders., „Sprache“ und „Dialekt“ als sachliches und terminologisches Problem. In: Dialekt und Dialektologie. Hrsg. v. Joachim Göschel u. a. Wiesbaden 1980, 177–198. (ZDL, Beihefte NF 26).

Ders., Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache unter dem Einfluß Gottscheds in Österreich in der 2. Hälfte des 18. Jhs. In: Nerius 1983, 227–248.

Ders., Sprachschichten und Sprachgebrauch in Österreich. In: ZfG 4, 1983 a, 184–195.

Ders., Gesellschaftliche und sprachliche Probleme bei der Erforschung örtlicher Gemeinschaften. In: Ortsprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium. Hrsg. v. Werner Besch und Klaus J. Mattheier. Berlin 1985, 24–48.

Ders., Das österreichische Amtsdeutsch der Gegenwart. Eine Studie zu Syntax, Stil und Lexik der

österreichischen Rechts- und Verwaltungssprache der Gegenwart. In: Festschrift für Ingo Reiffenstein zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Peter K. Stein [u. a.]. Göppingen 1988, 183–214. (GAG 478).

Ders., Die Aussprache des Schriftdeutschen in Österreich in der zweiten Hälfte des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts. In: Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Hrsg. von Klaus J. Mattheier [u. a.]. Frankfurt a. M. [u. a.] 1993, 383–411.

Ders., Die sprachlichen Verhältnisse und der Weg zur allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich im 18. und frühen 19. Jh. In: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Hrsg. von Andreas Gardt [u. a.]. Tübingen 1995, 319–367. (RGL 156).

Ders., Sprachliche Varietäten – Gestern und heute. In: Stickel 1997, 9–45.

Wimmer, Rainer (Hrsg.), Das 19. Jh. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. Berlin 1991. (JiDS 1990).

Peter Wiesinger, Wien

136. Die Durchsetzung der deutschen Hochsprache im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert: sprachgeographisch, sprachsoziologisch

1. Sprachhistorische und sprachwandeltheoretische Einordnung
2. Das 19. Jahrhundert als Epoche der Durchsetzung der deutschen Hochsprache
3. Areallinguistische Aspekte der Durchsetzung der deutschen Hochsprache
4. Diastratische Aspekte der Durchsetzung der deutschen Hochsprache
5. Literatur (in Auswahl)

1. Sprachhistorische und sprachwandeltheoretische Einordnung

Das Phänomen der Durchsetzung der Hochsprache kann unter zwei verschiedenen Perspektiven gesehen werden: einer sprachhistorisch-soziolinguistischen Perspektive und einer sprachwandeltheoretischen Perspektive. Unter sprachhistorischer Perspektive hat sich als gültige Forschungsmeinung verfestigt, daß die dt. Hochsprache am Ende des 18. Jhs. in der dt. Sprachgemeinschaft nicht durchgesetzt war. Sie hatte zwar aufgrund des Wirkens der großen Grammatiker der Aufklärung, insbesondere Adelungs, und der

Vorbildlichkeit der Klassiker in der zeitgenössischen Literatursprache eine linguistische Realität. In den meisten Fällen, in denen im 18. Jh. noch mehrere Varianten bzw. Varietäten nebeneinander standen und wohl auch miteinander konkurrierten, hatte sich am Jahrhundertende eine einheitliche Norm durchgesetzt. Und hinzu kommt noch, daß die dt. Hochsprache um die Jahrhundertwende zum 19. Jh. wohl auch eine gewisse mentale Realität hatte, insofern sie im Sprachbewußtsein eines bestimmten Teils der Deutschsprecher als Zielnorm für 'richtiges, gutes und schönes Deutsch' linguistisch mehr oder weniger vollständig präsent war.

Die dt. Hochsprache als Standardvarietät innerhalb der (historischen) Gesamtsprache Deutsch hatte jedoch zu Beginn des 19. Jhs. nur eine minimale soziolinguistische Realität. Damit ist gemeint, daß es um 1800 nur eine soziologisch sehr kleine Gruppe von Verwendern dieser Varietät gegeben hat. Man geht allgemein davon aus, daß die dt. Standardvarietät um die Jahrhundertwende zum 19. Jh. ausschließlich in dem sich in der zweiten Jahrhunderthälfte des 18. Jhs. neu formieren-